# Lilien.

Von

Fanny Tarnow.

---

Dritter Theil.

1. Erinnerung aus dem Leben des Schwedischen Grafen von L—d.
2. Edle Minne oder Bruchstücke aus dem Leben des Grafen von Montbary.
3. Dalinde von Linsingen.

---

Wien, 1828.
Gedruckt und verlegt bey Chr. Fr. Schade.

# Erinnerung aus dem Leben des Schwedischen Grafen von L — d.

---

STADTBIBLIOTHEK * AUGSBURG *

Es war gegen Abend, als wir uns dem düstern Fahlun näherten. Dies Städtchen liegt an einem kleinen, sich in den Runn ergießenden Strom, in einer öden Gegend, umgeben von ungeheuern Trümmerhaufen ausgebrannter Schlacken und eingehüllt von dunklen Dampfwolken, in denen die Abendlichter und die Abendröthe wunderbar gefärbte Gestalten bildeten. Der Kupferrauch, der das Holz, aus dem die Häuser des Städtchens erbaut sind, unverweslich und eisenhart macht, färbt es aber auch dunkel, macht das Eisen rostig und das Fensterglas trübe. Bey stillem Wetter, oder wenn der Wind von den Gruben her über die Stadt weht, liegt sie in ihren finstern, übelriechenden Dampfwolken so verhüllt da, daß man nicht zehn Schritte vor sich sehen kann. Ueber Kohlenhügel, durch glimmende Haufen Erz und zwischen knirrenden und knarrenden Maschinen hin fuhren wir in der Stadt ein, und erhielten nur mit Mühe in dem schmutzigen Gästgifvaragård ein Nachtlager und ein ärmliches Abendessen.

Ich durchreisete Schweden, um durch den Wechsel der Gegenstände die finstere Schwermuth zu zerstreuen, die auf mir lastete und die frische Jugendkraft meiner Seele lehmte. Seit meiner Kindheit war mir die Tochter meines Oheims, des Grafen L — d zur Gattinn bestimmt. Yaminta war das lieblichste Kind, das ich je gesehen habe; ein wahres

Engelsköpfchen, umwallt von einer reichen Fülle der schönsten blonden Locken und so reizend in Muthwillen und Schalkheit, so unwiderstehlich in Bitte und Schmeicheley, so herzgewinnend in Güte und Liebebedürftigkeit, daß sie der Abgott der ganzen Familie war. Ich war achtzehn, sie zwölf Jahre alt, als ich Schweden verließ, um in Straßburg zu studiren, und dann eine Reise durch Frankreich, England und Italien zu machen; diese Trennung betrübte uns tief; wir waren uns so herzlich gut, wir hatten eine so unschuldsfrohe, selige Kindheit mit einander verlebt, die Hoffnung, sie nach meiner Rückkehr mein zu nennen, war mir so theuer! Die stille sanfte Neigung meines Herzens für Yaminta bildete sich, trotz der Trennung, im Laufe dieser Jahre zur hellflammenden Liebe aus. So wie sich in mir das Ideal von Frauenhuld und Frauenreiz entfaltete, so wie mein Herz mit süßerer und bangerer Sehnsucht Liebesglück und Liebeszauber als das höchste Kleinod des irdischen Lebens, als den schönsten Lohn für Männerthat und Männerreinheit begreifen lernte, ward auch in mir Yaminta's Bild helle und heller, bis es mein ganzes Seyn wie die Sonne meines Lebens durchstrahlte. Jeder Brief aus der Heimath erwähnte preisend der wundervollen Entfaltung ihrer Schönheit und Anmuth; jeder Landsmann, den ich sprach, nannte feyernd ihren Nahmen, und ungetheilt, in immer steigender Fülle der Begeisterung, wandten sich alle Regungen des Jünglingsherzens der fernen wunderholden Geliebten zu.

Meine Studien waren beendet, Frankreich und England durchreiset, und ich schon in Italien, als

plötzlich alle Briefe meines Oheims ausblieben; vergeblich harrte ich von Woche zu Woche, diese wurden unvermerkt zu Monathen und der würdige, verehrte Freund meiner Jugend, der Erzieher des früh verwaiseten Knaben, der Führer des Jünglings und jetzt sein Begleiter vermochte nicht mehr meine angstvolle Unruhe zu zügeln; ich beschloß so schleunig als möglich nach Schweden zurückzueilen und schon war der Reisewagen bepackt und die Pferde bestellt, als ich einen Brief von meinem Oheim erhielt: Yaminta sey todt!

Ich schweige von meiner Trauer ob ihres Verlustes. Die schönste Hoffnung meines Lebens, die erste fromme, heilige Liebe des Jünglingsherzens war mit ihr in die Gruft versenkt! That und Pflicht mußten der Gehalt meines Lebens bleiben, doch Glück und Liebe waren mir erbleicht für immer.

Nach einem halben Jahre riefen mich die Briefe meines Oheims, der mir zugleich Vormund war, nach Schweden zurück; sie waren seit dem Tode seiner Tochter finster, schwermüthig und voll Ahnungen, daß auch er nicht mehr lange leben werde, und nur zu bald wurden diese erfüllt; ich fand ihn nicht mehr unter den Lebenden. In seinem Testament hatte er mich zum einzigen Erben seines großen Vermögens ernannt.

Es gab für mich auf Erden eine heilige Stelle der wehmuthsvollsten Weihe, nach der mein Herz sich oft unaussprechlich gesehnt hatte: Yaminta's Grab! Doch vergeblich suchte ich es unter den Gräbern meiner Vorfahren; ich erfuhr auf meine Nachfrage, was ich nie geahnet hatte, daß Schmerz

und Gram, Vaterzorn und Vaterfluch ihr Herz gebrochen hatten. Stolz auf seine Tochter, hatte sie der alte Graf in ihrem sechszehnten Jahr nach Stockholm geführt, wo sich ihr, bey ihrem Erscheinen, die edelsten und liebenswürdigsten Männer huldigend nahten. Ein Fremdling, ausgezeichnet durch Schönheit der Gestalt und Anmuth der Sitten war unter ihnen, Yaminta liebte ihn. Ihr Vater zürnte, drohte — sie floh. Hier verlor sich jede zuverlässige Spur ihres Schicksals; das Gerücht sagte, der Vater habe sie eingehohlt und seinen Fluch auf ihre Verbindung mit dem Geliebten gelegt; da habe der Gram der Hoffnungslosigkeit sie getödtet. Ihr Tod ward der Familie von ihrem Vater angezeigt und auch von ihm in den öffentlichen Blättern bekannt gemacht, allein der Ort, wo sie ihn fand und wo sie ruhete, blieb ein Geheimniß, das er mit in die Gruft nahm.

Jeder kraftlosen Empfindeley, jedem unthätigen Hindämmern in lähmender Schwermuth entschieden abhold, fühlte ich die Verpflichtung, den Eindruck, den Yaminta's Verlust und ihr Schicksal auf mich gemacht hatte, bekämpfen zu müssen. Die schönsten Länder Europa's hatte ich besucht, mein Vaterland kannte ich nicht und beschloß also, es durchzureisen. Vorzüglich zog mich Dalecarlien mit seiner wilden, herrlichen Natur, mit seinen kraftvollen Menschen, mit seinen großen Erinnerungen an. Auf dieser Reise kam ich nach Fahlun, um das dortige Kupferbergwerk zu besehen. Machte diese Gegend schon am Abend meiner Ankunft einen düstern Eindruck auf mich, so wurde

dieser, als ich sie am Morgen im vollen Sonnenlichte sah, vollends grausig, da schwerlich ein gräßlicheres Bild der phlegräischen Felder gedacht werden kann, als ihn hier die Wirklichkeit darbiethet. Bis an die Gipfel sind die Hügel, die sich auf der schwarzen Fläche erheben, kahl und zerbröckelt; eingeschlossen von diesem öden Steingeklüft liegt hier und da ein dunkler See, kein Baum, kein Strauch, kein Grashalm zeigt sich dem Auge des Wanderers, der nur Berge von Schlacken, schwefeldampfende Haufen von glühendem Erz und tiefklaffende Abgründe erblickt, nur chaotische Zerstörung und nirgends ein Bild der lebendigen Natur und ihrer ewig jungen Schöpfungskraft. Da ich die Grube befahren wollte, brachte man mir die schwere, dunkelfarbige, wollene Bergmannstracht und die eisenbeschlagenen Schuhe, und führte mich dann zur Storgrufva, wo hinab ich meine Höllenfahrt beginnen sollte, und wahrlich, wie ein Höllenschlund sah der Spalt der Grube in den Rauchwolken aus, die um ihn her dampften. Wir setzten uns mit dem Steiger und sechs Bergleuten in die Tonne und fuhren in den schwarzen, dampfenden Schlund hinab. Sobald wir im Dunkeln der Grube waren, stimmten die Bergleute einen geistlichen Gesang an, dessen einfache, klagende Melodie in dieser dunkeln Halle, abwärts vom freudigen Lichte, mich tief ergriff. Sie halten diese Weise, weil die Fahrt durch Unfall leicht eine Todesfahrt zu werden vermag. In der Tiefe von 190 Klafter stiegen wir aus; nun wurden Fackeln angezündet und wir kletterten auf hölzernen und eisernen Leitern noch

77 Klafter tiefer hinab. Die Luft war hier unten schwül, voll Dampf, oft bis zum Ersticken beklemmend und dann an einigen Stellen wieder so eisig, schneidend und kalt, daß unsere Fackeln zu wehen anfingen. Die Arbeiter sahen alle bleich und gelb aus, auch erreichen sie nie ein hohes Alter und sterben fast alle zwischen dem vierzigsten und fünfzigsten Jahr. Die Mehrzahl von ihnen besteht aus Verbrechern, die man zur Strafe in diese ewig lichtlose Tiefe hinabgestossen hat; doch ist auch unter ihnen manch treues, redliches Herz, mancher würdige Familienvater, der, von Kummer und Schicksal gedrückt, Arbeit und Unterhalt in diesem weiten Grabe sucht. Ich irrte in der Tiefe von Schacht zu Schacht umher, bis die Zeit herbeykam, die die Arbeiter zum Mittagsbrot und zum Ausruhen rief. Unter ihnen fiel mir ein hoch und stolz gestalteter Mann auf; nie sah ich höhern Adel der Haltung und der Gestalt, nie schönere Züge, nie ein so dunkles Feuerauge voll Schwärmerey, Liebe und nahmenloser Trauer. Blick und Seele konnten, wie durch Zauber gefesselt, sich nicht losreißen von dieser Erscheinung, und wie ein dunkles Schicksalsräthsel traf mich die Nachricht, dieser Mann sey ein auf Lebenszeit zum Bergbau verurtheilter schwerer Missethäter. Ich wollte mich ihm nähern und ihn anreden, da eilte ihm aus einem der Seitengänge mit dem unverkennbaren Ausdruck der innigsten Liebe ein zartes weibliches Wesen entgegen, vor dem sich alle seine Gefährten ehrfurchtsvoll neigten und das er in stummer Umarmung fest an sein Herz drückte. Diese zarte Sylphidengestalt, diese herrlichen blon-

den Locken, dies ätherblaue Auge — sie waren mir nicht fremd — ihr Blick, der jetzt zufällig dem meinen begegnete, strahlte mir wie milder Mondesglanz tief in's Herz und erhellte die heiligsten, die unvergeßlichsten Erinnerungen meiner Jugend, und als ich nun den Ton ihrer Stimme hörte — es war Y a m i n t a!

Ich schweige von meinen Empfindungen bey diesem Wiederfinden und Wiedererkennen. Solche Minuten können nur erlebt, aber nicht dargestellt werden. Yaminta erkannte mit tiefer Bewegung in mir ihren Gespielen, ihren Freund, sie führte mich in die unterirdische von ihr bewohnte Hütte, die mir die Erzählung ihres Schicksals zum Tempel des Heroismus weiblicher Treue weihete.

Unter der Menge von Anbethern und Bewunderern, die sich um Yaminta versammelten, als sie mit ihrem Vater zuerst in Stockholm in den Zirkeln des Hofes und der großen Welt erschien, zeichnete ihr Herz, sobald sie ihn erblickte, den Baron P. aus, einen Fremdling, dem seine Schönheit, seine feine Sitte und der glänzende Aufwand, den er machte, den Zutritt zu den ersten Häusern der Residenz geöffnet hatte, wenn er gleich an keinen der fremden Gesandten empfohlen und seine Familienverhältnisse keinem derselben näher bekannt waren. Er war Yaminta's erste Liebe und sie lernte erst dann ihr Gefühl für ihn Liebe nennen, als es sich schon eine unbedingte Herrschaft über ihr Herz und ihr Leben gewonnen hatte; bekannt indessen mit dem Willen ihres Vaters und dem Familienvertrage, der sie mir zur Gattinn bestimmte, kämpfte sie gegen ihre Liebe und gegen

den Geliebten, bis dieser einst Gelegenheit fand, ihr und ihrem Vater, als ihre wild gewordenen Pferde ihnen augenscheinliche Todesgefahr droheten, mit kühnem Muthe und schneller Entschlossenheit das Leben zu retten; von diesem Augenblicke an erschien es ihr als Pflicht, ihm ein Leben zu weihen, dessen Erhaltung sie ihm zu verdanken hatte. Die Liebenden entdeckten sich dem alten Grafen und bathen um seine Einwilligung und seinen Segen; allein sein Zorn flammte bey diesem Geständnisse hoch auf; er verboth dem Baron das Haus, und seine Tochter erhielt den Befehl, nicht wieder vor seinen Augen zu erscheinen, bis sie jedem Gedanken an diese Liebe entsagt habe. Nach manchem schmerzlichen Kampfe, nach manchem fruchtlosen Versuch, das harte Vaterherz zu erweichen, ließ Yaminta sich zu einer Entführung bereden; sie wurde heimlich mit P. getraut, und beyde verbargen sich dann in einem kleinen, von dunkeln Waldungen umgebenen, einsam und abgelegen liegenden Häuschen, das nur einige Meilen von der Hauptstadt entfernt, Yaminta's Wunsch, in der Nähe ihres Vaters zu bleiben, um einen günstigen Zeitpunct zur Versöhnung mit ihm augenblicklich benutzen zu können, zu erfüllen verhieß. Hier, in stiller Abgeschiedenheit, im Arm der Liebe, verlebte Yaminta einige glückliche Monathe, in denen sie nur von Zeit zu Zeit durch die Erscheinung finsterer unheimlicher Gestalten gestört wurde, die um ihr Häuschen umherschlichen und ihrem Gatten aufzulauern schienen, mit dem sie im geheimnißvollen Verkehr stehen mußten, da Yaminta manches Zeichen eines

Verständnisses zwischen P. und ihnen nicht entging. Es ängstigte sie, aber es weckte in dieser reinen Brust kein Mißtrauen gegen den Mann, den sie so unaussprechlich liebte, daß ihre Seele keines Gedankens, ihr Herz keiner Regung fähig war, die nicht ihm gehörte. Doch alle Wonne der Liebe vermochte nicht die Schwermuth zu erhellen, die von Woche zu Woche P's Seele düsterer umnachtete. Finstere Träume störten seinen Schlaf und oft, in den Augenblicken der seligsten Trunkenheit schreckte es ihn auf aus ihren Armen, trieb ihn fort von ihrem Herzen, hinaus in den dunklen Wald, hinaus in die finstre Nacht. Vergebens both Yaminta allen Zauber, alle Macht der Liebe auf, den bösen Geist, der zwischen sie und den Geliebten mit solchem Grausen und immer fühlbarer und mächtiger trat, zu bannen; sie konnte nur P. das schreckliche Geheimniß entreißen, das seine Seele belastete. In nahmenloser Angst, mit Thränen der tiefsten Reue gestand er ihr die Verirrungen seiner früheren Jugend, wie er von adeligen, aber armen Aeltern geboren, höchst nachlässig erzogen, in seinem vierzehnten Jahre schon Officier geworden sey; wie ihn Hang zum Spiel und die habsüchtigen Ränke eines verächtlichen Weibes bey seiner Jugend und Unerfahrenheit in Schulden und Händel verwickelt hätten, deren beschimpfenden Folgen er sich nur durch die Flucht entziehen konnte — wie er dann, geängstigt durch Noth und Elend, tiefer und tiefer gesunken auf der abschüssigen Bahn seiner Verirrungen, endlich in eine Gesellschaft von Gaunern gerathen sey, die in den mannigfaltigsten Gestal-

ten Betrug, List und Spitzbüberey zu ihrem Erwerbszweig gewählt hatten. P. war bestimmt, in Stockholm als Spieler aufzutreten, allein er sah Yaminta, ihr erster Blick enthüllte ihm den Abgrund, an dessen äußerstem Rande er schwindelnd stand; sein besseres Selbst erwachte, er fühlte in sich die Kraft, noch umkehren zu können und bethete Yaminta, als einen ihm von Gott selbst gesandten Rettungsengel, an.

Sie wurde sein und das Ja, das sie vor dem Altare aussprach, zersprengte vollends die mächtigen Fesseln, die das Laster um ihn geschlungen hatte; seine Seele war gerettet, aber mit tausend Banden hielten die Verbündeten seiner früheren Sünden sein äußeres Leben umstrickt, und alle Versuche, sich von diesen zu lösen, scheiterten an der bösartigen Verstockung ihrer Hartherzigkeit. Wohin sollte er ihnen entfliehen? wodurch sich vor dem Verrathe schützen, mit dem sie drohten und der nun auch sein Weib, sein angebethetes, heilig frommes Weib mit in seine Schande verwickeln mußte?

Yaminta liebte zu innig, zu wahr, um P. nach diesem reuevollen Bekenntnisse seiner Schuld zu verstoßen; sie erneuerte den Schwur, nie von ihm zu lassen, so wenig im Tode als im Leben, und treu mit ihm jedes Unglück zu theilen. Sie drang in ihren Gatten, die Genossen seiner Verbrechen zu sich einzuladen, und in aller Würde und Anmuth ihres Wesens trat sie unter die Bösewichter und beschwor sie, ihr den Gatten, den Geliebten freyzulassen und ihm zu vergönnen, mit ihr in irgend einem verborgenen Winkel Schwe-

dens oder des Auslandes, fern von aller Gemeinschaft mit ihnen, zu leben. Ihre Thränen, ihre Bitten erweichten diese sonst so verhärteten Unmenschen; sie gelobten P. Verschwiegenheit und sprachen ihn von allen Verpflichtungen gegen ihre Bande frey, doch nur unter der Bedingung, daß es ihnen in den nächsten Wochen vergönnt bleibe, sich einigemahl in seinem Hause zur nächtlichen gemeinschaftlichen Berathung einzufinden, weil sie einen Hauptstrich im Sinne hätten, nach dessen Ausführung sie so gesonnen wären, sich für einige Zeit zu zerstreuen. Die Nothwendigkeit ließ hier Yaminta und P. keine Wahl, sie mußten diesen Vorschlag eingehen. In der dritten dieser nächtlichen Versammlungen, die zugleich die letzte seyn sollte, wurde das Haus plötzlich von Soldaten umringt, und trotz der tapfern Gegenwehr der Bösewichter, die vielen von ihnen das Leben kostete, wurden fünf derselben gefangen, mit ihnen P. und Yaminta. Der Richter, dem die Untersuchung aufgetragen war, erkannte diese, und der König, den er davon benachrichtigte, befahl sie ohne Verhör dem alten Grafen in's Geheim auszuliefern, da er die Ehre und den Nahmen der Familie schonen wollte. Des Vaters Schmerz läßt sich nicht schildern, als er auf diese Weise Nachricht von seiner Tochter bekam; sein Stolz hatte dem Publicum ihre Flucht verhehlt, und er das Gerücht verbreitet, sie sey zu einer Tante gereiset, die in einer der nördlichsten Provinzen Schwedens lebte, nur unter der Hand forschte er sorgfältig nach ihrem Aufenthalte und ihrem Schicksal. Auf mehrere falsche Anzeigen hin, glaubte er,

P. habe mit ihr das Land verlassen und ahnte nicht, daß die Verlorne, schmerzlich Beweinte ihm so nahe war! — Aber so weich und zärtlich auch die Sehnsucht des Vaterherzens nach der einzigen Tochter war, hätte er ihr doch lieber den Dolch mit eigener Hand in die Brust gesenkt, als sie jetzt wie die Gattinn eines Verbrechers wiedergesehen. Er warf sich dem Könige zu Füßen und erhielt von ihm die Zusicherung, daß das tiefste Geheimniß Yaminta's Verbindung mit der Gaunerbande verhüllen solle und er gnädig jede Maßregel genehmigen wolle, die der Graf ergreifen werde, sie unerreicht vom Verdacht wieder in die Welt einzuführen. P. mußte aber auf jedem Fall das Opfer für Yaminta's Ehre werden und aus dem Reiche der Lebenden verschwinden. Jetzt erst konnte sich der Graf entschließen, seine Tochter wiederzusehen, und das nicht als zürnender Richter, sondern als verzeihender Vater. Seine Liebe und Milde brach Yaminta's Herz in Reue, ihn betrübt und verlassen zu haben; aber sie war jetzt Gattinn; ein heiliger Eid hatte sie andern, eben so ernsten, eben so frommen Pflichten geweiht, als es ihre Tochterpflicht war; der Preis, um den sie jetzt die Verzeihung des Vaters, seinen Segen und zugleich mit diesem allen Glanz des Reichthums und des Adels, alle Freuden, die die Welt der Jugend zu verheißen vermag, erkaufen sollte, war ihr G a t t e! war der Mann, den ihre Liebe der Hölle abgewonnen hatte, um ihn mit Gott zu versöhnen! Für solchen Preis hätte ihr Herz selbst die Seligkeit nicht erkaufen mögen. — Sie suchte und fand Gelegenheit, sich dem König

zu Füßen zu werfen; er gewährte ihrem Flehen P's Leben, dessen Todesurtheil er in ewige Verbannung in Fahluns lichtlose Unterwelt umänderte; allein er legte zu dem Willen ihres Vaters auch noch das volle Gewicht der Königsgewalt, und geboth ihr Scheidung und vor der Welt gänzliche Verläugnung des Verbrechers, dem sie vor Gott unverbrüchliche Treue gelobt hatte! — Sie konnte nicht gehorchen. —

Noch einmahl entfloh sie dem Vaterhause und folgte auf abgelegenen Wegen dem Karren, der die Verbrecher an den Ort ihrer Bestimmung führte. Sie kam bey der Stergrufva in dem Augenblicke an, als die letzten dieser Unglücklichen hinabgesenkt wurden. Vergebens flehte sie, auch sie einzunehmen, man wies sie zurück; da faßte sie in verzweiflungsvoller Hoffnungslosigkeit das Seil der niederfahrenden Tonne und trotzte der augenscheinlichen Gefahr, an dem spitzigen Gestein zerschmettert zu werden, oder wenn ihre Kraft sie verließ, rettungslos in den Abgrund zu stürzen. Mit blutgefärbten Händen kam sie halb todt in der Tiefe an, ihres Gatten Stimme rief sie in's Leben zurück. Keiner der Aufseher kannte das bleiche, wunderholde Frauenbild, das sich in die dunkle Tiefe gestürzt hatte, um den Mann ihrer Liebe aufzusuchen, sein hartes Schicksal mit ihm zu theilen und die Nacht seines Daseyns durch das hohe Sternenlicht unerschütterlicher Treue zu erhellen; aber keiner war grausam genug, sie von P. trennen zu wollen. Ihr Nahme und ihr Schicksal blieb ein Geheimniß, man vergönnte ihr unten zu bleiben und räumte ihr eine eigene kleine Hütte ein,

die sie mit P. bewohnte, und während auf der Oberwelt ihr Vater die Entflohene für todt ausgab und sie als todt beweinte, schmückte sie die Unterwelt, in die sie hinabgestiegen war, mit den Blüthen frommer Liebe und Treue, und reinigte und veredelte das Herz ihres Gatten bis zum freudigen Erdulden der Buße, die ihm sühnend auferlegt worden war.

Erschüttert und mit tiefverletztem Herzen kehrte ich zur Oberwelt zurück. Wenig nur hatte ich thun können, um Yaminta's Schicksal zu erleichtern und noch weniger durfte ich hoffen, sie dem Grabe, in dem ich sie zurücklassen mußte, entreißen zu können, wenn es mir nicht gelang, Gnade für P. zu erhalten. Ich flog nach Stockholm; ein edler junger Fürst, in dessen reinem Herzen Liebe und Treue noch den vollen Anklang unentweihter Jugendbegeisterung finden, ward Yaminta's Fürsprecher bey seinem königlichen Vater. P. erhielt die Erlaubniß, das Licht wieder zu schauen und aus der dunkeln Tiefe zurückzukehren auf die Oberwelt. Fern von der Welt lebt er unter fremdem Nahmen mit Yaminta in Herjedalen auf einem der ihr von mir zurückgegebenen Güter ihres Vaters, ein Leben, zu ernst für die Freude, zu schön für den Gram, aber würdig einer unsterblichen Hoffnung!

# Edle Minne

oder

Bruchstücke aus dem Leben des Grafen von Montbary.

---

Unter den jungen Edelleuten am Hofe des Prinzen Franz von Conti, dieses edlen, ritterlich gesinnten Freundes des großen Königs, Heinrichs von Navarra, zeichnete sich der Graf von Montbary durch Schönheit der Gestalt, Adel der Sitte, heitere Gesangesgabe und Gewandtheit in allen Ritterspielen und Kriegsübungen der damahligen Zeit aus. Wie eine frische, eben aufgeblühte Rose lag die Welt vor ihm, und, wie eine Biene, flog er mit inniger Lust ihren Freuden zu.

Als Vorbild und Rathgeber ehrte er seinen väterlichen Freund, den Freyherrn von Franclieu, einen der geehrtesten Feldherren der damahligen Zeit, der den jungen Grafen besonders lieb gewonnen hatte, und ihn durch Wort und Beyspiel lehrte, wie er Gott, seinem König und edlen Frauen zu dienen, sich beflissen zeigen müsse.

Eines Tages gab ihm dieser, im Nahmen des Prinzen von Conti, den Auftrag, der Prinzessinn Marie Henriette von Bourbon, Tochter Heinrichs des Ersten, Prinzen von Condé, eine Brieftasche mit wichtigen Papieren zu überbringen, und empfahl ihm zur Ausrichtung dieses Auftrags, auf das Ernstlichste, Eile und Verschwiegenheit.

Gefühlvolle Seelen haben oft eine leise Vorahnung des Augenblicks, der über ihr Leben entscheidet, und so bestieg auch unser junge Graf mit klopfendem Herzen das Roß, das ihn nach dem Wohn-

ort der Fürstinn, dem Schlosse von Amboise, tragen sollte. Es war spät Abends, als er ankam, und die Zugbrücke hing schon aufgezogen in ihren schweren Ketten; allein vor dem Nahmen des Prinzen von Conti, der ihn sandte, senkte sie sich wieder und der Majordomus der Fürstinn empfing ihn in dem innern Schloßhofe, um ihn zu dieser zu führen. Sie mußten einige Minuten in dem Säulengang vor dem Gemache der Fürstinn warten, ehe eine ihrer Frauen die Thüre öffnete und dem Grafen einzutreten winkte. Rasch trat er ein; sie gab ihm aber ein Zeichen, leise zu gehen und so folgte er ihr, sonderbar bewegt, in ein großes, schwarz ausgeschlagenes, von einer einzigen Ampel dämmernd erleuchtetes Zimmer. Im Hintergrunde desselben saß, das Gesicht auf ihre Hand niedergebeugt, die Fürstinn, in dem dunkeln Gewand der Trauer, die sie um ihren vor kurzem verstorbenen Vater trug. Ohne aufzusehen, gab sie ihm mit der Hand ein Zeichen, seinen Auftrag an sie auszurichten.

Unvorbereitet auf solchen Anblick, vermochte der junge Graf nur einige unvernehmliche Worte zu stammeln. Der bewegte Ton seiner Stimme traf das Herz der Fürstinn; sie sah auf, und indem sie die Hand ausstreckte, die Brieftasche zu nehmen, die er ihr darreichte, erblickte er die seelenvollsten Augen und das schönste weibliche Angesicht, das vielleicht je von einem Sterblichen erblickt worden ist. Der Zauber dieses Anblicks traf ihn so gewaltig, daß er wie geblendet auf die Knie niedersank.

Neunzehn Jahr alt und schön wie ein Götterjüngling, mit nassem Auge und sanft erröthender

Wange, sah ihn die Fürstinn zu ihren Füßen. Sie hob ihn huldvoll auf, und während der Schimmer einer leisen Verwirrung ihre holdseligen Züge überzog, erbrach sie die Brieftasche, in der sie die Urkunden der bedeutenden Schenkungen fand, durch die der König von Navarra das Andenken seines großsinnigen Freundes, ihres verstorbenen Vaters, in seinen Kindern, nähmlich in ihr und ihrem zwölfjährigen Bruder, Raimund, ehrte, bey dem sie Mutterstelle vertrat, da sie beyde verwaiset und sie um acht Jahre älter war, als er. Sie wandte, als sie die, die Urkunden begleitenden Briefe gelesen hatte, den Blick auf Montbary zurück. Mein erlauchter Oheim, der Prinz von Conti, erwähnt Euer, sagte sie, so huldvoll in seinem Briefe, daß ich mir eine Pflicht daraus mache, Euch in meinem Schlosse ein Nachtlager anzubiethen. Auch wünsche ich, daß Ihr morgen vor Eurer Abreise meinen Bruder sehet, dem ich in Euch einen Freund werben möchte.

Sie gab hierauf dem Majordomus den Befehl zur Aufnahme und Verpflegung des jungen Ritters und ließ, als dieser sich ehrfurchtsvoll beurlaubte, ihr schönes Haupt wieder in die aufgestützte Hand zurücksinken; allein durch die Rosenfinger folgte ihr Blick unwillkührlich ihm nach.

Dem jungen Grafen wurde in einem der Eckthürme des Schlosses ein Zimmer angewiesen, aus dessen Fenstern er das Gemach der Fürstinn erblicken konnte. Der falbe Lichtschimmer, der aus diesem zu ihm hinüberstrahlte, ward ihm zum leuchtenden Weltgestirn, sein Zimmer zum Himmelreich. Er forderte sich selbst keine Rechenschaft über den

bangen Wonneschauer seiner Empfindung ab; aber er brachte die ganze Nacht am Fenster in stillaufdämmernden wort- und gedankenlosen Träumen hin; von allen seinen Empfindungen war er sich nur der Bewunderung klar bewußt, mit der er es bedachte, wie sie in der Blüthe solcher Jugend und Schönheit die Huldigungen der ersten Könige und Herrscher Europens verschmähet, um in der Einsamkeit dieses Schlosses nur der Trauer über den Tod ihres Vaters und der Sorge für die Erziehung ihres Bruders zu leben.

Am Morgen kam der Majordomus, den Grafen zu begrüßen und ihm die Merkwürdigkeiten des Schlosses zu zeigen. Sie durchgingen die Rüstkammern und Waffensäle, und nahmen dann ihren Weg nach dem Garten, wo der Graf von Montbary die Fürstinn sehen sollte. Zuerst kamen sie in einen kleinen, von dem großen abgesonderten Garten, in dem nur weiße Lilien und schwarze Tulpen — Sinnbilder der Liebe und des Schmerzes — blüheten, und wo im Hintergrunde desselben, von hohen Bäumen beschattet und von Gebüsch verdeckt, ein Altar stand, auf dessen Vorderseite in Griechischer Sprache das Wort: Freundschaft, eingegraben war, und tiefer unten die Worte: Dem künftigen geliebtesten Freund des geliebtesten Bruders geweiht! Das muß ich werden! rief Montbary aus, und in dem Augenblick sah er den jungen Fürsten, der von seinem Aufseher begleitet, ihn aufzusuchen kam. Mit Entzücken erblickte er ihn, das treue Abbild der unvergleichlichen Schwester, da seine Jugend ihm noch den ganzen Reiz ihrer Engelsholdseligkeit ließ. Mit

all' der liebenswürdigen und herzlichen Unbefangenheit der Kinderjahre warf sich der Fürst in des jungen Grafen Arme, der ihn mit süßem Beben an sein Herz drückte. In diesem frohen Augenblick erschien die Fürstinn. Montbary fürchtete, daß sie ihn zu kühn finden möge, allein die Zärtlichkeit des schönen Jünglings gegen das geliebte Kind schien ihrem Herzen wohlzuthun, sie näherte sich ihnen mit huldvollem Lächeln. Ihr seht hier, sagte sie, in meinem Bruder den einzigen Trost, den mir die Vorsehung gewährt hat. Möge er einst die Tugenden seines erhabenen Vaters besitzen, und unter den Fürstenjünglingen seiner Zeit ein eben so hell leuchtendes Bild aller feinen und edlen Rittersitte werden, wie Ihr, Graf Montbary, es nach dem Zeugnisse des Prinzen von Conti, jetzt für den ganzen jungen Französischen Adel seyd.

Der Graf war zu bewegt, um antworten zu können, und vermochte sich nur ehrfurchtsvoll und heiß erröthend vor der Fürstinn zu neigen. Laßt uns dorthin gehen, sagte sie zu ihren Damen, indem sie nach einem Obelisk von schwarzem Marmor zeigte, der unter Cypressen stand und den Nahmenszug ihres Vaters trug. Ich war lange nicht hier und mein Herz verlangt die heilige Stelle wieder zu sehen. Sie gab dem Grafen den Arm, kaum aber hatte sie den Eingang der Hecke erreicht, die das geweihte Grab umgab, als sie von Schmerz und Empfindung überwältigt, ohnmächtig in seine Arme niedersank.

Mehr von ihm getragen als geführt, brachte er sie in das Schloß zurück, wo er sie auf ihren Ruhesessel niederließ. Ihre Frauen sammelten sich um

sie, aber keine gedachte daran, ihn gehen zu heißen, der, neben dem Sessel auf die Knie niedergesunken, noch immer ihr Haupt in seinem Arme ruhen ließ, und mit unaussprechlicher Angst den Augenblick ihres Erwachens erwartete. Endlich schlug sie die schönen Augen auf und geboth, nachdem sie allen gedankt hatte, dem Grafen, seine Abreise bis zum andern Tag zu verschieben, damit er Gelegenheit habe, am heutigen dem Unterricht des Prinzen Raimund beyzuwohnen, und dem Prinzen von Conti von den Fortschritten desselben Bericht erstatten zu können.

Dieser Befehl füllte des Grafen Seele mit Entzücken. Eine Stunde längeren Verweilens in ihrer Nähe, erschien ihm wie ein Jahrhundert des Glückes. Er dankte ihr mit ehrfurchtsvoller Innigkeit und folgte ihrem Stallmeister, dem sie befahl, in den Hof vor ihren Fenstern die Arabischen Pferde bringen zu lassen, die der junge Fürst alle Tage in der Reitbahn ritt.

Trotz seiner Jugend wußte Raimund doch schon ein Pferd mit Anstand und Geschicklichkeit zu führen; allein die Lust, sich vor dem jungen Fremdling, der ihm als ein Meister in allen ritterlichen Uebungen gerühmt war, zu zeigen, verleitete ihn zu allzukühnen Wagnissen. Er ritt einen feurigen Araber, der von ihm unvorsichtig zum Sprung gereizt, sich so hoch bäumte, daß er mit ihm überzuschlagen drohte. Montbary sprang hinzu, das Roß zu halten, aber in demselben Augenblick that es einen mächtigen Seitensprung und schleuderte ihn gegen die Mauer, so daß er besinnungslos und blutend niederstürzte.

Montbary erwachte in einer der Gallerien, die zu den inneren Gemächern der Fürstinn führte, und erfuhr, daß diese, freundlich und gütig gegen alle gesinnt, auch an dem ihm widerfahrenen Unheil den lebhaftesten Antheil gezeigt habe. Obgleich ihr, in der Heilkunst wohlerfahrner Caplan versichert hatte, daß die Verletzung des Grafen keineswegesgefährlich sey, fürchtete sie doch, daß das ihm früher in dem Eckthurm angewiesene Gemach für seine Pflege zu abgelegen, und die Treppe, die zu demselben führe, zu steil sey, um ihn, wund und ohnmächtig, wie er war, hinauf tragen zu können, und befahl, ihn in der Gallerie zu lassen, wo er zuerst die Augen wieder öffnete, und sie einem Edelknaben den Befehl ertheilen hörte, zu dem Prinzen von Conti zu eilen und ihm die Verwundung des jungen Grafen und die Nothwendigkeit seines längern Außenbleibens zu melden.

Welche Tage der reinsten Wonne und des lautersten Glückes brachen jetzt für Montbary an? Täglich, stündlich hörte er von ihr reden, von ihren Dienern ward er bedienet, von ihren Frauen verpflegt; ein leichter, grünsammtner Vorhang trennte seine Lagerstätte von dem Gange, durch den sie täglich nach ihrer Capelle ging, er erkannte ihren leisen, schwebenden Tritt, das Rauschen ihrer seidenen Gewänder — er hörte sie im Vorübergehen von ihm reden, sich in mildem Engelston theilnehmenden Mitleids nach ihm erkundigen, und so grub jeder Augenblick ihr Bild und ihren Nahmen tiefer in sein Herz. Am dritten Tage kam sie, unbegleitet von ihren Damen, von einem einsamen Spaziergang in den Garten zurück, blieb vor dem

Vorhange stehen und fragte mit gedämpfter, bebender Stimme nach seinem Befinden. Sein Herz klopfte so gewaltig, daß er nicht ein Wort zu erwiedern vermochte. Er schweigt, dann schläft er wohl, sagte sie, und zog den Vorhang zurück. Zitternd und kaum athmend, schloß der junge Ritter unvorsetzlich die Augen und schien unbeweglich zu schlafen. Schlafe, holder Jüngling, flüsterte sie leise, und ein freundlicher Gott schenke dir Träume anmuthig und holdselig wie du selbst. — Lange, lange ruhte ihr Blick auf ihm, seine Herzensschläge wollten seine Brust zersprengen; plötzlich hörte die Fürstinn ihre Frauen kommen — sie ließ den Veilchenstrauß, den sie in der Hand hielt, auf Montbary's Lager fallen und entfernte sich eilig. Dieser Blumenstrauß ward für den Grafen zum schmerzstillenden Talisman, es war, als athme er mit seinem Dufte Heil und Genesung, und schon am Abend dieses schönen Tages fühlte er sich so wohl, daß er eine Laute forderte. Die sanften Töne, die er ihr zu entlocken wußte, wurden eine Sprache für den Zauber, der sein Daseyn zu einem Traum der seligsten Himmelswonne machte, und durch den grün sammtnen Vorhang hin, schwebten nun in nächtlicher Stille, wie der Wiederhall leiser, zarter Seufzer, Lautenton und Sang um das Lager der Fürstinn. Bald ward ihm nun die Gunst vergönnt, die der geselligen Unterhaltung gewidmeten Abendstunden, mit im Kreise der um sie versammelten Damen zubringen zu dürfen. Als er das erste Mahl, eine schwarze Sammtbinde um die wunde Stirn, auf den ihm gewordenen Befehl bey ihr eintrat, war die Aehnlichkeit zwischen ihm und Albano's be=

rühmtem Gemählde, Amor als Jüngling, das in dem Zimmer der Fürstinn hing, so groß und auffallend, daß alle anwesende Damen sich leise zuflüsterten und ihre hohe Gebietherinn sanft erröthete.

Er mußte nun auch den Lehrstunden des jungen Fürsten Raimund beywohnen, die alle in Gegenwart seiner erhabenen Schwester gegeben wurden, und wo dem Grafen das Glück ward, aus dem Munde der schönsten Fürstinn alles zu hören, was in einer jungen Seele die zartesten und edelsten Blüthen der Ehre und der Minne zu entfalten vermag.

Der Waffenmeister des Prinzen Raimund war ein Spanier, mit Nahmen Torilles, übermüthig, rachsüchtig und prahlerisch von Charakter, schön, aber bleichgelb, wie der Neid, von Gestalt. Er war früher in Diensten des Grafen von Soissons gewesen, der ihn der, von diesem angebetheten Fürstinn empfohlen hatte, um ihm bey ihr zum Kundschafter zu dienen. Die Gegenwart des Grafen Montbary am Hofe der Fürstinn war ihm ein Dorn im Auge, da der Ruhm desselben, die Zierde des ganzen Französischen Adels, durch seine Meisterschaft in allen ritterlichen und kriegerischen Spielen und Uebungen zu seyn, seine kleine Seele mit allen Regungen des Neides und des Hasses füllte.

Eines Tages, als die Fürstinn und der Graf den Fechtstunden des jungen Raimund zusahen, gewahrte Montbary, daß Torilles diesem einen, eines Ritters unwürdigen Fechtergriff zeigte, indem er ihn anwies, sich verwundet zu stellen, und so, auf ein Knie niedersinkend, dem Gegner von unten auf den Dolch ins Herz zu stoßen. Haltet ein, Herr, rief ihm der Graf Montbary entrüstet zu;

diesen Stoß darf der Fürst so wenig lernen, als ihn je anwenden.

Torilles gerieth in Wuth, daß ein so junger Ritter es sich anmaßen wolle, ein solches Urtheil über ihn, den wohlerfahrnen und berühmten Waffenmeister, auszusprechen; aber Graf Montbary ließ sich nicht irre machen. Es gibt, fuhr er fort, Fechterhiebe und Stöße, die um nichts besser als ein Meuchelmord sind, und zu diesen gehört der eben von Euch gezeigte. Leichtigkeit, Gewandtheit, Geschwindigkeit und Ueberraschung biethen erlaubte Vertheidigungs- und Angriffsmittel; allein jeder Hieb oder Stoß, durch den ich die Großmuth des Gegners täusche, ist feigherzig, unedel und ehrverletzend.

Redensarten, rief Torilles mit funkelnden Augen und teuflischem Lachen, nichts als Redensarten, der Weg, der zum Siege führt, ist immer der beste Weg.

Mit nichten, Herr, erwiederte der Ritter ernst und würdevoll, und selbst für den Augenblick, den Ihr im Auge habt, gibt es eine rechtlichere Finte, als die Eurige, und ohne eine Antwort abzuwarten, stellte er sich ihm gegenüber und nach wenig Minuten entwaffnete er Torilles, warf ihn nieder, und setzte ihm, nach weggeworfenem Dolche, die Faust auf die Brust.

Die Wuth des Spaniers, sich, so niedergeworfen, für besiegt erklären zu müssen, war unbeschreiblich. Der Graf reichte ihm freundlich die Hand zum Aufstehen. Vergebt mir, wackerer Meister, sagte er ihm bescheiden, wenn ich den günstigen Augenblick benutzte, wo ihr, von langer Fechtübung er-

mattet waret, um mich mit Euch zu messen. Gern stehe ich Euch dafür an einem andern Tage auch wieder zu Diensten. Ohne ein Wort zu erwiedern, warf Torilles einen tückischen, wuthvollen Blick auf ihn, nahm seine Waffen zusammen, und entfernte sich schweigend. Ihr habt Euch einen furchtbaren Feind gemacht, mein edler Graf, sagte die Fürstinn, aber wie sehr danke ich Euch nicht für die Lehre, die Ihr meinem Bruder gegeben habt. O möge er Euch einst gleichen und eben sowohl Furcht als Liebe einzuflößen wissen, setzte sie seufzend hinzu.

Schon waren drey Wochen verflossen, seitdem der Graf im Schlosse angekommen war, als sich eines Abends der schöne und gewaltige Graf, Carl von Soissons, melden ließ. In prächtiger Jagdkleidung, den Falken auf der Hand, umgeben von seinem glänzenden zahlreichen Gefolge, trat er ein; als er sich aber der Fürstinn nahte, ihr nach dem Rechte seines Ranges und ihrer Verwandtschaft, die Hand zu küssen, überraschte ihn ihr Anblick, und er wünschte sich und ihr Glück, sie in solchem erneuerten Glanze der Schönheit und Gesundheit zu sehen.

Die Fürstinn erwiederte ihm verlegen einige Worte von dem Einflusse des Frühlings, der milden Luft, der schönen Gegend, und sie schlug ihm, als wolle sie dies Gespräch enden, einen Spaziergang in den Garten vor. Ihr Weg führte sie nach der Reitbahn, die, mitten im Parke gelegen, mit einem zierlichen Geländer eingefaßt, und mit schön blühenden Gesträuchen umpflanzt war, in deren Umschattungen Sitze für die Damen angebracht wa-

ren, die hier oft den Uebungen des jungen Fürsten und der Edelknaben seines Gefolges zusahen.

Sie fanden diese auch jetzt hier versammelt, und der Graf von Soissons, der diese Gelegenheit nicht vorbeygehen lassen wollte, sich der Fürstinn vortheilhaft zu zeigen, befahl sein herrliches, Andalusisches Roß herbey zu führen, auf das er sich mit der zierlichsten Gewandtheit schwang, und das ungestüm tobende, widerspänstige Roß so meisterhaft zu zügeln und zu führen verstand, daß es ihn nach durchgemachter Schule, schaumbedeckt, aber auch gehorsam und unterwürfig wieder zu den Füßen der hohen Herrinn trug. Montbary eilte herbey, dem königlichen Prinzen den Steigbügel zu halten, und diese Aufmerksamkeit des jungen Grafen gefiel ihm so, daß er ihn aufforderte, den Damen gleichfalls einige Beweise seiner Geschicklichkeit zu geben. Die Fürstinn wollte dies zwar verhindern, indem sie seine noch nicht ganz geheilte Wunde anführte, die jede Anstrengung für ihn gefährlich zu machen drohe; aber ehe sie noch ausgesprochen hatte, saß er schon auf einem edlen Arabischen Rosse, und sprengte, die Damen sittig grüßend, in die Reitbahn. Alle die Geschicklichkeit, die wir in unsern Zeiten an den Kunstreitern bewundern, war damahls das Eigenthum der jungen Edelleute, und machte einen Theil ihrer ritterlichen Erziehung aus. Graf Montbary war, wie schon früher erwähnt, Meister in allen Ritterübungen und Spielen jener Zeit, und zeigte sich auch auf der Reitbahn als ein solcher; aber Muth und Jugendlust rissen ihn zu heftig mit sich fort, und als er, von dem Beyfalle aller und selbst von dem Beyfalle des stolzen königlichen Prinzen

empfangen, vom Pferde sprang, sank er ohnmächtig zu den Füßen der Fürstinn nieder, die, bey diesem Anblicke ihrer nicht mächtig, durch den Ausdruck ihrer Theilnahme, dem Grafen von Soissons das, vielleicht von ihr selbst noch nicht gekannte Geheimniß ihres Herzens verrieth.

Seinem stolzen Sinne war bis zu diesem Augenblick der Gedanke fremd geblieben, daß irgend ein Sterblicher da zu gefallen vermöge, wo seine Huldigung verschmäht werde. Er nahm von der Fürstinn hoch beleidigt Abschied, und Montbary, dem dieses alles nicht unbekannt blieb, empfand den grausamen Schmerz der Furcht, die Fürstinn, um ihrer ihm erwiesenen Huld willen, der Mißdeutung ausgesetzt zu sehen, und diese Furcht ist für einen Mann von Ehre stets die allerschmerzlichste. Er hatte, als er wieder vor der Fürstinn erschien, nicht den Muth, den Blick zu ihr zu erheben, und war entschlossen, sie um seine Entlassung zu bitten; allein sie kam ihm zuvor und redete ihn mit rührendem Zauber und tief bewegtem Klange ihrer seelenvollen Stimme an. Ihr müßt reisen, mein edler Graf, sagte sie ihm; Euer längeres Ausbleiben könnte den Prinzen von Conti beunruhigen und wohl gar den Argwohn erwecken, als verläugnetet Ihr Eure Wiederherstellung. Reiset denn mit Gott. Ich wünsche Euch in Tours, wohin ich auch bald zu gehen gedenke, die Aufsicht über meinen Bruder zu übertragen, und Ihr könnt im voraus darauf rechnen, daß alles, was Ihr durch Lehre und Beyspiel seinem jungen Herzen von Ritterehre und Tugend einprägen werdet, Euch zum Anspruch auf die Dankbarkeit der Schwester berechtigen wird.

Sie überreichte ihm bey diesen Worten eine weiße, goldgestickte Schärpe, die sie ihm zu ihrem Andenken zu tragen befahl, und verabschiedete ihn dann mit unverkennbarer innerer Bewegung, aber auch mit all' der unerschütterlichen Festigkeit einer edlen Entschlossenheit. Traurig und niedergeschlagen verließ er das Schloß, und unwillkührlich zog es seine Blicke immer wieder auf sich zurück, bis es ihm ganz entschwunden war; da gab er aber seinem Rosse die Sporen, als wolle er dem Schmerz entfliehen und der Hoffnung entgegen eilen. Der Prinz von Conti empfing ihn bey seiner Rückkehr sehr kalt und es blieb ihm kein Zweifel, daß er nicht durch den Grafen von Soissons gegen ihn eingenommen worden sey; aber er setzte seiner Kälte sanfte Bescheidenheit und ehrfurchtsvolle Unterwerfung entgegen, fest entschlossen, ihm über alles, was die Fürstinn nicht geradezu persönlich betraf, wahr und offen Rede zu stehen. Er erzählte ihm also, da er ihn befragte, die Umstände seiner Verwundung und erwähnte mit ehrfurchtsvoller Dankbarkeit der Pflege, deren er sich auf Befehl der Fürstinn zu erfreuen gehabt habe. Der Prinz schien mit seinem Schweigen und seinem scheuen Zartgefühl zufrieden zu seyn, und entließ ihn freundlicher, als er ihn empfangen hatte. Erinnert Euch, junger Herr, sagte er ihm, daß es nicht Euer Beruf ist, den Damen Liebeslieder vorzusingen, wohl aber Euch in allem zu vervollkommnen, was Euch fähig machen kann, Eurem König im Kriege wie im Frieden zu dienen.

Montbary fühlte den Vorwurf, der für ihn in diesen Worten lag, und eifriger, denn je, widmete

er sich dem Studium der Kriegswissenschaft und den Ritterübungen, die er von jeher geliebt hatte.

War aber der edle Prinz von Conti in seinen Aeußerungen über Montbary's Aufenthalt in Amboise, behuthsam, schonend gewesen, so mußte dieser dafür von seinen Gefährten desto mehr Anspielungen und Neckereyen hören. Das Haus der schönen und erlauchten Gräfinn von Chatelleraut war in Tours der Sammelplatz der vornehmen und schönen Welt. Wenig Tage nach seiner Rückkehr von Amboise ward auch unser Graf bey ihr eingeführt, und von ihr mit einer Freundlichkeit und Auszeichnung empfangen, die er nur auf Rechnung ihrer Neugierde setzte, und dies um so mehr, da ihm die muthwilligen Blicke nicht entgingen, die sie mit einem seiner Gefährten, demselben, der sich angebothen hatte, ihn bey ihr einführen zu wollen, dem Marquis von St. Marsan, wechselte. Mehrere Abende gingen indessen ungestört vorüber, bis an einem derselben das Gespräch auf die Fürstinn fiel, und die Gräfinn mit einem geheimnißvollen Lächeln erzählte, daß die Thränen der schönen Marie Henriette von Bourbon um ihren Vater, plötzlich auf eine wunderbare Weise versiegt seyen, wie man sage. Ein junger Ritter nähmlich, fuhr sie fort, hat den Eingang in ihrem Schlosse zu finden gewußt; eine verstellte Krankheit gab ihm den Vorwand, dort zu verweilen, und seit der Zeit, behauptet man, sollen die Thränen der Fürstinn nicht mehr dem kalten Todten, sondern dem heißliebenden jugendwarmen Ritter nachgeweint werden, der sich endlich mit blutendem Herzen von dem Zauberschlosse losreißen mußte. Aller Blicke richteten sich

hier auf den Grafen. Ey, Montbary, rief St. Marsan aus, davon mußt du ja Auskunft geben können, denn wenn ich nicht irre, bist du ja wohl so ungefähr um die Zeit dieses Abenteuers auch in Amboise gewesen? Wirklich, Graf? nahm die Gräfinn, ihn mit zaubervoller Lieblichkeit anlächelnd, das Wort, nun so laßt uns doch erfahren, was Wahres an der Geschichte ist. — So viel ich weiß, edle Frau, antwortete er ihr kalt und ernst, ist an der ganzen Euch erzählten Geschichte kein wahres Wort. Verständige und wahrhafte Menschen haben durchaus nichts gesehen, als von der einen Seite großmuthvolles, edles Mitleid, und von der andern tiefe Ehrfurcht. Welche edle Discretion! rief hier St. Marsan spöttisch aus. Wer sollte glauben, daß sich in unsern Zeiten diese Schäfertugend noch nach Hofe verirren könne! — Wolltet Ihr denn etwa, Marquis, den bey Hofe lebenden Rittern Ehre und Rechtlichkeit absprechen, da beyde nicht ohne Discretion gedacht werden können? — fragte Montbary sehr ernst. — Sagt lieber, fuhr St. Marsan heftig auf, daß eine solche Discretion ein Kind der Falschheit und der Verstellung ist. Montbary drückte ihm, statt zu antworten, die Hand auf eine Art, die St. Marsan nicht mißverstehen konnte, und fuhr dann unbefangen und dem Schein nach dies Gespräch gar nicht weiter beachtend, fort, von andern Gegenständen zu reden, bis er, ohne daß es auffallen konnte, die Gelegenheit fand, sich zu entfernen. Die Gräfinn warf ihm beym Abschied einen Blick zu, vor dem er errothete, ob er ihn gleich in seiner Gluth nicht zu deuten vermochte. Nicht lange war er vor dem Pallast der Gräfinn

auf und ab gewandelt, als St. Marsan erschien. Sie gingen schweigend neben einander, bis sie in's Freye kamen. Herr von St. Marsan, fing der Graf ruhig gelassen an, diese Stunde muß uns entweder zu Freunden oder zu Feinden machen. Mich selbst gebe ich, alles, was sich auf Ehre bezieht, natürlich ausgenommen, gern Eurem Hang zu Neckereyen Preis; aber edle Frauen sollt Ihr verschonen und Euch nicht erlauben, ihren Nahmen Euren Unterhaltungen einzuflechten. Gelobt mir daher jede derselben künftig, selbst bis auf die Nennung ihres Nahmens, gebührend zu ehren, oder bereitet Euch, Eure Klinge mit der meinigen auf Tod und Leben zu messen.

Wahrhaftig, Montbary, antwortete St. Marsan gutmüthig, man sieht, was du noch am Hofe für ein Neuling bist. Es kann dir ja gar nichts Vortheilhafteres begegnen, als das, worüber du klagst. Das gilt hier gleich, antwortete Montbary. Genug, Ihr habt den Nahmen einer Fürstinn geschmäht, die als die Nichte meines Königs ein doppeltes Recht hat, von mir zu fordern, daß ich solche Schmähung in Blut abwasche und von Euch Genugthuung dafür fordere. — Sey es denn, rief St. Marsan, wir kennen uns beyde darauf, daß wir es nicht scheuen, das Schwert zu ziehen; aber bedenkt Ihr auch, Montbary, daß unser Zweykampf uns beyden die Gnade des Königs unwiederbringlich verscherzen muß, der es, Euch so wenig wie mir, je vergeben wird, die Fürstinn dadurch zum Gegenstand des Geredes von ganz Frankreich zu machen.

Montbary stutzte. Ihm war, als sehe er die Fürstinn vor sich stehen, wie sie, mit Thränen im

Auge, ihm seinen Undank und die Entweihung ihres Nahmens vorwarf. Wie soll aber unser Streit sich ausgleichen? fragte er. — Wir verschieben es bis zum nächsten Anlaß, ihn auszufechten, sagte St. Marsan, und dieser wird, wenn dir darum so sehr zu thun ist, nicht lange ausbleiben. Montbary bestand aber auf der Nothwendigkeit einer Ehrenerklärung für sich, und St. Marsan erboth sich, ihn zur Gräfinn zu begleiten, und ihm diese, in ihrem Beyseyn, zu geben.

Montbary ahnete die Falle nicht, die ihm gelegt wurde. Er nahm daher keinen Anstand, St. Marsan zu der eben so sehr wegen ihres Hanges zur Galanterie, als wegen ihrer großen Schönheit berühmten Frau zu begleiten, die sie, da es spät geworden war, ganz allein trafen. Sie nahm die beyden Ritter freundlich auf, und so wie St. Marsan sich der übernommenen Verpflichtung entledigt hatte, wandte er ein Dienstgeschäft vor und ließ den Grafen mit ihr allein.

In den von dem edlen Grafen von Montbary selbst niedergeschriebenen Denkwürdigkeiten seines Lebens, aus denen wir diese Bruchstücke mittheilen, fährt er folgendermaßen in der Erzählung seiner Unterredung mit der Gräfinn fort, und es muß uns vergönnt werden, ihn nun selbst reden zu lassen.

»Zitternd, blöde und verlegen stand ich der schönen Gräfinn gegenüber, die mich lange, freundlich lächelnd, ansah, und mir dann auf einem neben ihr stehenden Sammetsessel Platz zu nehmen befahl, da ich, so spät es auch schon sey, doch noch weilen müsse, weil sie fürchte, daß ich wieder mit St. Marsan zusammen treffen und unser Streit sich er-

neuern könne. Und nun, unter dem Vorwand, mir Rath ertheilen zu wollen, wie ich künftig solche Auftritte, die es sie beliebte eine Folge des Neides meiner Vorzüge, vorzüglich meiner Schönheit zu nennen, vermeiden könne, berauschte sie mich mit den süßesten und verführerischsten Schmeicheleyen, die je in Sirenentönen über Rosenlippen geflohen sind. Was hilft Euch Eure Schönheit, junger Graf, sagte sie süß lächelnd, was hilft Euch dieser Rosenglanz der frischesten Jugendblüthe, was dieser schwärmerisch zärtliche Blick des ätherreinen, ätherblauen Auges, das doch in der Begeisterung des Ruhmes, des Zornes oder des Dichterfeuers, so sonnenhelle Strahlen blickt, wenn ihr diese Vortheile nicht geltend zu machen wißt? Euch fehlt eine Freundinn, eine Führerinn, und das will ich seyn, wenn Ihr anders Neigung in Euch fühlt, mich dazu wählen zu wollen.

O wie gern, erlauchte Frau, sagte ich, werde ich Euren Rathschlägen, wie denen einer geliebten und verehrten Mutter folgen.

Sie lachte bey diesen Worten hell auf, die sie, kaum fünf und zwanzig Jahr alt und noch im vollen Zauberglanz der Jugendschönheit, nicht verletzen konnten, sondern ihr nur meine Einfalt und Unerfahrenheit zeigten. Nun wohl, Graf, antwortete sie mir, um solchen Neckereyen, wie den heut erfahrenen zu entgehen, müsset Ihr nach einer ernstern, männlichern Haltung streben, und diese fast mädchenhafte Schüchternheit ablegen. Beseelt Eure Züge, Euer Betragen, durch den Wunsch, zu gefallen; seyd sorgfältiger und geschmackvoller in der Wahl Eures Anzuges, und Ihr werdet dann nicht

bloß liebenswürdiger erscheinen, sondern Euch auch geehrter fühlen. Seht z. B. jenes Bild an, es stellt einen Edelknaben der schönen Herzoginn von Etampes, der Geliebten Franz I. vor, und gilt für ein Meisterbild in Hinsicht auf die Grazie, die jugendliche Lebhaftigkeit und zierlich sittige Haltung der Gestalt. Ich bin überzeugt, daß Ihr in ähnlicher Lage, nicht mit dieser liebreizenden Anmuth das Knie vor Eurer Herrinn zu beugen wissen würdet. Versucht es einmahl, denkt Euch z. B., ich sey die Herzoginn von Etampes, wie würdet Ihr mir diese Blumen da überreichen?

Als ich eben bey dieser Frage zu ihr aufsah, wie sie freundlich einladend auf mich blickte und schön, wie eine der Göttinnen des Olymps, die Lilienarme gegen mich ausstreckt, mir die Blumen von ihrer Brust zu überreichen, sank ich, hingerissen von einem unnennbaren, nie von mir empfundenen Entzücken vor ihr nieder.

Vortrefflich, rief die Gräfinn, Ihr übertrefft meine Erwartung. So den Blick zu mir empor gehoben, — das Haupt auf meine Hand niedergebeugt, als wäret Ihr beschämt über Eure Kühnheit, und doch fortgerissen von heißer Liebesgluth, — und nun die Hand an Euer Herz drückend, als wolltet Ihr sagen: Verzeiht mir; aber fühlt, wie dies Herz bebt und für Euch zu schlagen wagt, ohne Worte zu haben, und wie mein ganzes Wesen, Entzücken, Hingebung, Verwirrung, Demuth und Kühnheit der Liebe ist.

Ach, während die Gräfinn mit immer steigender Wärme dies Bild ausmahlte, brannte ich zu ihren Füßen! Mir war, als flamme mein Herz auf

unter dem Druck ihrer weichen Hand; ich fühlte den lebenswarmen Blumenhauch ihres Athems meine Wangen berühren, fühlte mich, ohne zu wissen, wie? von ihren Armen umschlungen und sie an mein bebendes, klopfendes Herz drückend; — plötzlich fiel mein Blick auf die Schärpe, die ich als Gabe aus der geliebten Hand empfing, und mich dünkte, ihre Stimme flüstern zu hören: Undankbarer, gestern zu meinen Füßen und heute in den Armen einer Andern!

Wie ein Blitz durchfuhr mich diese Mahnung. Ich sprang auf, bath die Gräfinn tausendmahl um Verzeihung, und hatte schon in eiliger Flucht sie verlassen, ehe sie mir, erstaunt und überrascht, ein Wort zu sagen vermochte. Welch eine Nacht brach aber für mich an! — Ach, in diese Schärpe hatte die schönste Frauenhand den Wahlspruch: Stumme Liebe, stumme Treue! gestickt, und gegen beyde hatte ich gesündigt! Von morgen an beschloß ich, alle Ergetzlichkeiten, alle Zerstreuungen zu fliehen und der Gräfinn zu erklären, daß ich sie nicht wiedersehen wolle, nicht wiedersehen dürfe, weil ihre zauberische Schönheit mich verblende, da doch mein Wort und meine Treue an ein Fräulein aus meiner Heimath verpfändet sey. So glaubte ich allen Argwohn von der Fürstinn und meiner Liebe zu ihr, ablenken zu können, und ich wünschte mir Glück, diesen Ausweg gefunden zu haben, als mir am folgenden Abend ein Edelknabe der Gräfinn ein Brieflein brachte, in dem sie mich einlud, mich gleich in ihrem, an den Ufern der Loire gelegenen Gartenhause einzufinden, da sie mir ein Geheimniß von der größten Wichtigkeit zu entdecken habe. Ich

deutete diese Worte auf ein Staatsgeheimniß und wenn es mir gleich beyfiel, daß es gerathener seyn möge, an sie zu schreiben und mir, unter dem Vorwand einer Unpäßlichkeit, ihre Befehle schriftlich zu erbitten, wo ich denn zugleich, um jeden Gedanken an ein näheres Verhältniß zwischen uns zu verbannen, ihr meine vorgebliche Verlobung bekannt machen könne: so konnte ich mich doch nicht entschließen, eine wissentliche Unwahrheit so unumwunden niederzuschreiben. In Liebessachen kann man wohl als Schmeicheley und süßes Wort eine Täuschung hinsagen, aber sie schwarz auf weiß hinschreiben, sie förmlich unterzeichnen, das kann man nicht ohne innern Vorwurf und innere Unrechtlichkeit. Auch trauete ich mir bey meiner Unerfahrenheit viel zu viel Stärke zu, und so setzte ich mich zu Pferde und sprengte, da es schon dämmerte, im Galopp dem Gartenhause zu, das eine Meile von Tours entfernt lag.

Der Vollmond leuchtete mir auf meinem Pferde silberrein, doch dann und wann hüllte er sich in eine Lichtwolke ein, als wollte er mich warnen und mir anzeigen, daß man mir die Wahrheit verhülle, wie diese Wolke sein reines Friedenslicht verberge. Die Zweige der Ulmen und der Pappeln säuselten mir leise warnend zu: Wo eilst du hin? aber Jugend, Unerfahrenheit und Rossesschnelle rissen mich ungestüm, wie auf Windesfittigen fort, und bald hatte ich das Ziel meiner Reise erreicht.

In den Fluß selbst hinein gegründet, wölbten sich über das prächtige Gebäude die Wipfel der hohen Linden und Platanen des Parkes zusammen, so daß es, wie ein Feenpallast, nicht Erde, nicht Himmel zu berühren schien, und wie ein magisches

Gemählde sich nur in den klaren Fluthen des Stromes abspiegelte und in ihnen sichtbar ward. Ich ließ meinen Diener in einiger Entfernung zurück und näherte mich, wie es mir vorgeschrieben war, leise dem Hause, an dessen Mauer ich mich ungeduldig und lebhaft bewegt lehnte, als sich über mir ein Fenster öffnete, aus dem mir ein Strauß von Rosen und Myrten zugeworfen wurde, an welchem ein Schlüssel befestigt war. Ich barg die Blumen an mein Herz, öffnete die heimliche Thür, an der ich stand, und eilte nun eine Treppe hinauf und dann durch mehrere schwach beleuchtete Zimmer in ein Cabinet, durch dessen violenfarbige Glasthür ich mir die Gräfinn, schön wie die Mutter der Liebesgötter, entgegen eilen sah. Den Rosenfinger auf die süßen Lippen drückend, flüsterte sie mir leise und vertraulich zu: Habt Ihr heut den Grafen von Soissons gesehen? Wißt Ihr, wo er ist? — Nein, erlauchte Frau, antwortete ich, aber ich glaube bey dem König. — O hüthet Euch vor ihm, rief sie bange und flehend, es gilt Euer Leben! — Ich bin bereit, es für meinen König und die gute Sache zu wagen. — Sie lächelte: Für diesmahl ist nicht vom König, sondern von Minne und Frauendienst die Rede, mein junger Held. Euer gestriges spätes Verweilen bey mir hat die Eifersucht des stolzen Grafen von Soissons geweckt. — Ich erschrak. Es ist Euch nicht unbekannt, fuhr sie fort, daß dieser hochfahrende Günstling des Königs auch der meinige war, seine Eitelkeit bewegt ihn, der Fürstinn Marie Henriette den Hof zu machen; allein trotz seiner Treulosigkeit wagt er noch mit wüthender Eifersucht seine Rechte auf ein Herz behaupten zu wollen, das

er zuerst betrogen hat. Er hat meine Theilnahme an Eurem gestrigen Streit erfahren und sie falsch gedeutet; ich fürchte für Euch seine Rache, und habe Euch daher zu mir laden lassen, um Euch in dieser vor allen Späherblicken sichernden Einsamkeit vor ihm zu warnen.

Ich sank zu ihren Füßen nieder und dankte der schönen Frau innig für ihre Huld und ihre Theilnahme, indem ich sie versicherte, daß so wenig der hochfahrende Graf von Soissons als der König selbst, mich in meiner Liebe für sie würden zaghaft oder wankend machen können, wenn mein Herz und mein Wort nicht schon einem jungen Fräulein verpfändet wären, mit der ich noch vor meiner Ankunft bey Hofe mich verlobt habe.

Und werdet Ihr der fernen Geliebten Eure Treue unverletzt erhalten können? fragte die Gräfinn zärtlich. Ihr kennt, wie man sagt, noch nicht den Zauber süßen Liebesglückes, und ahnet daher die Macht und die Gewalt seiner Verführung nicht. — Ach, ich ahne sie wohl! antwortete ich seufzend. Aber Ihr habt ihn noch nicht gekostet, erwiederte die Gräfinn lebhaft, und wenn Euch nun ein Weib, schön durch sich selbst, erlaucht durch Rang und Geburt, liebte, wenn sie um Euch die Huldigung von Königen und Fürsten verschmähte, nichts zu seyn begehrte als Eure Liebe, Euch, sich selbst vergessend, Liebe gestände, Liebesglück verhieße, — Montbary, was thätet Ihr dann? — Dame, ich würde fliehen, wenn ich mein Herz wie in diesem Augenblick gerührt fühlte; — aber in diesem Augenblick, wo ich mich zur Flucht umwandte, fühlte ich mich von zwey zarten, weichen Armen umschlungen, und an ein warmes,

sanft klopfendes Herz gedrückt. Zu spät, ach zu spät für Glück und Treue, hatte ich auf Flucht gedacht! —

Und doch war ich nicht treulos; denn noch von diesen Armen umschlungen, erwachte ich zum vollen Gefühl meiner Schuld und weinte heimlich heiße Thränen der Reue und der Herzensbetrübniß. Und was weinst du denn? fragte mich die Gräfinn zärtlich. Willst du mich anklagen, dich glücklich gemacht zu haben? — O mein Liebling, mein süßer auserwählter Liebling, fühlst du denn nicht, wie die heißeste, glühendste Leidenschaft für dich, sich meiner ganzen Seele bemächtigt hat? Es ist wahr, ich hasse deine Fürstinn; sie hat mir ohne es zu wollen, die Huldigung des Grafen von Soissons geraubt; ich habe mich dafür rächen wollen, indem ich dich ihr treulos machte; — aber ach! der Gedanke der Rache ward zur Liebessehnsucht, Verrath zur Anbethung, Demüthigung zum Triumph. Süßer, geliebter Jüngling, fuhr sie vor mir niedersinkend fort, siehe in mir nicht mehr die stolze, übermüthige, von Allen gefeyerte Schönheit, sondern nur eine neue flehende Magdalena der Liebe und der Reue, die dir, wie jene einst ihrem Gott, Treue und Anbethung schwört.

Ach, edle Dame, erwiederte ich seufzend, der Gott, zu dem Magdalena sich wandte, war ein Gott der Treue, und ich, Armer, habe Wort und Treue gebrochen!

Und hast du denn wirklich Wort und Treue verpfändet, schöner, redlicher Jüngling? — Nein, nur in meinem eigenen Herzen habe ich den Schwur meiner Treue niedergelegt; aber er ist in diesem Herzen unvergänglich eingegraben, wenn gleich

meine Dame nicht um dies Gelübde weiß und ihr der Schwur meiner Huldigung vielleicht ewig unbekannt bleiben wird.

Nun, so laß sie die Dame deines Herzens bleiben und mich die Göttinn deines Glückes werden, und glücklich sollst du seyn und werden, mein süßer Freund, glücklich wie ein lächelnder Freudengott, dein ganzes Leben ein Paradiestraum der Wonne und der seligsten Lebenslust. — Nein! nein! rief ich, aber in diesem Augenblick erscholl im Garten der Ton eines Hifthorns. Ach, fuhr sie auf, das ist das Trennungszeichen; der Tag bricht an, Aurora schmückt schon die Blüthen mit den Perlen des Morgenthaues, und die so sanften Nachtigallen verkünden klagend allen glücklich Liebenden die Scheidestunde. O, sagte sie, und Thränen füllten ihre schönen Augen, sie sollten länger dauern, diese Minuten des Glückes und der Liebe, da ihre selige Trunkenheit uns durch nichts ersetzt werden kann, was die arme Erde sonst an Freuden zu biethen hat!

Schöner, denn je, lag sie, angelächelt vom sanften Wiederschein der Morgenröthe, an meinem Herzen, und ich mußte mich entschuldigt fühlen, wenn ich sie ansah. Sie war zu schön, zu unwiderstehlich schön. Ich drückte noch einen Kuß auf diese Lippen und wand mich dann aus ihren Armen, die mich vergebens zu halten strebten. Wie ein Blitz flog ich die Treppe hinunter und warf mich auf mein Roß, um noch vor dem Erwachen des Prinzen wieder in Tours zu seyn. So schnell ich aber auch dahin flog, als wollte ich der Erinnerung und mir selbst entfliehen, so schmerzlich

fühlte ich mich doch durch die Vorwürfe meines Herzens bis zum Tode betrübt. Es schien, als wenn die Frische des Morgens mich nur so kühlend anwehte, damit die Gluth sich in Thränen zu löschen vermöge, und alle Thauperlen schienen mir Thränen zu seyn, mit denen die Blumen und Blüthen der liebenden Natur meinen Fehltritt beweinten und sanft klagten: Undankbarer, welch' ein Herz hast du gekränkt!

Ja, wahrlich, ich empfand es, daß reine Minne in ihren edlen Freuden köstlicher ist, als aller Zauber, alle Trunkenheit der Lust, und durch den Reiz ihrer Entbehrungen zu siegen vermag über den Freudenkelch, den diese biethet. Die Erinnerungen edler Minne sind die köstlichste Würze des Daseyns, und mit allem Hohen, was Menschenherz erhebt, allem Heiligen, was Menschenbrust bewegt, verschwistert; die Erinnerungen der Lust dagegen sind ein betäubender Anhauch, der die Seele ermattet und das Herz mit geheimer, verzehrender Scham füllt.

Der Herbst näherte sich jetzt und führte viele edle Herren und Frauen von ihren Schlössern nach der Stadt zurück, deren gesellige Zirkel dadurch zahlreicher und glänzender wurden, denn je. Die Gräfinn behauptete indessen unter allen anwesenden Frauen, sowohl durch ihre Schönheit, als durch ihren Rang den ersten Platz, bis am Tage aller Heiligen meine Fürstinn erschien, vor deren Strahlenschimmer jeder andre Glanz verblich. Ich hatte seit einem Monath nichts von ihr erfahren, als nur vermittelst einiger Briefe, die sie an den Prinzen von Conti schrieb, und in denen sie, auf

eine so geschickte und zarte Weise, eine Frage nach dem in Amboise verwundeten Ritter anzubringen wußte, daß es für mich den Werth eines Andenkens erhielt, ohne daß sie doch dadurch in den Augen des Prinzen sich und ihrer Würde etwas vergab. Wenig Tage nach ihrer Ankunft lud sie den ganzen anwesenden Adel zu einem großen Ball ein. Mir schlug das Herz sowohl vor Freude bey dem Gedanken, sie wieder zu sehen, als auch vor Angst bey dem Gedanken, daß ich dort auch die Gräfinn treffen werde, und daß die Augen aller Anwesenden geschäftig seyn würden, mein Betragen zu belauschen. Das Gefühl, das ich der Ehre der Fürstinn schuldig war, kräftigte mich indessen und ich vermochte mich in ruhiger Ehrerbiethung vor ihr zu verneigen, als ich eintrat; nur fühlte ich, daß ich erröthete und daß mich ein inneres, geheimes Beben durchdrang. Die Fürstinn fragte mich so unbefangen und mit so sichrer Grazie ihrer Huld, so ruhiger Unveränderlichkeit ihrer Züge und ihrer Stimme, ob ich ganz wieder hergestellt sey? daß ich in der Furcht, ihr völlig gleichgültig geworden zu seyn, nur einige unvernehmliche Worte zur Antwort stammeln konnte. In diesem Augenblick erschien, von ihrem Hofstaat und dem Gefolge ihrer Anbether umgeben, die schöne Gräfinn von Chatelleraut, und nahm neben der Fürstinn Platz. Ich verlor mich unter der Menge, und zeigte mich sehr beflissen, die schöne Cäcilie von Autichamp zu unterhalten, die an diesem Abend zum ersten Mahle in der Welt erschien, und durch ihre Schönheit, ihren Geist und ihre Sittsamkeit alles bezauberte, was sich ihr nahete. Kaum aber hatte mich die Gräfinn erblickt, als

sie einen ihrer Edelknaben zu mir sandte, mir sagen zu lassen, die Fürstinn wolle mich sprechen.

Dieser Befehl traf mich wie ein Blitzstrahl; es schien mir unmöglich, den beyden erlauchten Frauen, da ich mich gegen beyde strafbar fühlte, zugleich unter die Augen zu treten; allein ich mußte gehorchen. Die Gräfinn sah mir muthwillig lächelnd entgegen. Die Fürstinn nannte Euren Nahmen, Graf, sagte sie, ich glaubte, sie habe Euch einen Befehl zu ertheilen und ließ Euch daher rufen. Vergebt, daß ich Eure lebhafte Unterredung mit Fräulein von Autichamp dadurch unterbrochen habe.

Ich sah, daß die Gräfinn nur meine Fassung hatte auf eine Probe stellen wollen, die ich aber gut bestand, und da die Fürstinn gleichfalls mit ihrem Bruder, der neben ihr saß, heiter und angelegentlich zu sprechen fortfuhr, ohne, wie es schien, meine Anwesenheit zu beachten, so geboth mir die Gräfinn, nach meinem Platze zurückzukehren. Sie begleitete diesen Befehl aber mit einem vertraulichen Wink der Hand und einem Blicke, dessen Zärtlichkeit von der Fürstinn nicht unbeachtet blieb. Denn als ich, im Begriff mich zurück zu ziehen, mich vor dieser neigte, reichte sie mir gnädig ihre schöne Hand zum Kusse, und ich sah diese mit einem Ring geschmückt, dem mit Juwelen auf schwarzem Grunde die Anfangsbuchstaben des mir gegebenen Wahlspruchs eingelegt waren: Stumme Liebe! stumme Treue! Gott! welch' eine Flamme der Liebe und der Hoffnung schlug beym Anblick dieser Worte durch meine Seele! Welche Erinnerung, welche Mahnung lag für mich in ihrer Bedeutung! Sie sah, wie ich vor Wonne und Anbethung erbebte

und meiner selbst kaum mehr mächtig, mich entfernen wollte, als der junge Fürst mich erkannte, auf mich zusprang, mich umhalsete und mich an unsere in Amboise zusammen verlebten Tage erinnerte. So vorsichtig die Fürstinn auch bis jetzt gewesen war, konnte sie doch in diesem Augenblick dem heißen Erröthen nicht wehren, das ihre zarten Wangen färbte. Die Gräfinn wechselte die Farbe und die Fürstinn trug mir, um diesen peinlichen Augenblick zu beenden, auf, ihren Bruder in den Tanzsaal zu führen. Hier sah ich den hohen Grafen von Soissons, der mich mit einem Schreckensblick des Zorns ansah; ich schlug mein Auge, wie es sich, einem königlichen Prinzen gegenüber geziemte, bescheiden, doch ohne Furcht, wie ohne Stolz, nieder, und dachte in meinem Sinn: Ich ehre deinen Stand, aber ich werde zu behaupten wissen, was mir die Liebe gibt, wenn gleich mein ehrfurchtsvolles Betragen gegen edle Frauen zeigt, daß ich mir kein Recht, das Liebe gibt, anzumaßen erkühne.

Im Jugendherzen weckt die Liebe das Bedürfniß der Freundschaft, die durch ihr Vertrauen das Glück der ersten verdoppelt, wie uns ein Spiegel das Bild der Geliebten vervielfacht. Unter den jungen Kriegern unsers Hofes zeichnete sich der Freyherr von St. Amand aus. Ich liebte ihn und gewann ihn mir zum Freund. Die Tugend gewinnt sich Freundschaft, wie die Schönheit Liebe, und jeder Freundesbund, den sie nicht flicht, ist Entweihung eines Gefühls, das uns gegeben ist, die edelsten Regungen unsers Gemüths zu adeln.

Seit der Anwesenheit der Fürstinn in Tours

hatte ich alle Einladungen der Gräfinn ausgeschlagen und ihren süßen Lockungen mannhaft widerstanden, ob ich gleich von ihr Bothschaft auf Bothschaft, Brief auf Brief erhielt, in denen sie bald den Schmerz der Liebe, bald die Wuth der Verschmähung reden ließ. Ich beantwortete keinen derselben, und glaubte mich schon von ihr vergessen, als ich eines Abends von unbekannter Hand einen Brief ohne Unterschrift erhielt, der mich aufforderte, mich an einem darin bezeichneten Platze am Ufer der Loire einzufinden, wo ein Wagen meiner harre, mich zu Jemand zu bringen, der nothwendig mit mir zu reden habe. Ich schwankte lange hin und her. War der Brief von meiner Fürstinn, oder von der Gräfinn? War es ein Stelldichein für die Liebe, oder für die Ehre? Galt es Glück oder Gefahr? Ich vermochte es nicht zu enträthseln, aber ich war entschlossen zu kommen. Als ich an dem bezeichneten Orte ankam, ward ich in der Dunkelheit mehrere Menschen gewahr, die leise umherschlichen, aufhorchend, als wollten sie fragen: ist er da? Ich zog das Schwert und wartete ruhig des Verfolgs, als einer aus der Schar auf mich zu trat und fragte, ob ich der Graf von Montbary sey, und auf meine bejahende Antwort mich höflich ersuchte, in einen mit vier raschen Pferden bespannten Wagen zu steigen, dem er das Zeichen gab, herbeyzukommen. Wir waren wohl eine Stunde in der Dunkelheit gefahren, als wir vor einem großen unerleuchteten Gebäude still hielten, dessen Pforte sich vor uns öffnete. Mein Fuhrer führte mich im Dunkeln hinein, und verließ mich in einem finstern Gemache; bald aber ward es hell um mich, und wie

groß war mein Erstaunen, als ich das mir wohlbekannte Cabinet im Landhause der Gräfinn erkannte, die in diesem Augenblick wie eine zürnende Göttinn eintrat. Du hast es gewagt, redete sie mich an, meine Gunst zu verschmähen, und sollst es nun erfahren, wie heiße Liebe sich in noch heißern Haß und Rache umzuwandeln vermag. Undankbarer, fuhr sie schwankend fort, ich habe dich angebethet, habe dich Königen und Fürsten vorgezogen, habe alles aufgebothen, dich in meine Arme zu führen, — jetzt mußt du zwischen mir und deinem Verderben wählen. Ich kann dich nur noch retten, wenn du mein bist. — Unmöglich, Dame, sagte ich ihr sanft, habt Ihr mich je der Undankbarkeit fähig halten können; allein mein Herz ist nicht mehr frey, und kann Euch nur in Ehrfurcht, nicht in Liebe, seine Huldigung darbringen. — Nun so stirb, rief sie mit furchtbarer Wuth, und schnell entweichend zog sie eine verborgene Klingel, und ich hörte gleich darauf im Garten pfeifen, als werde ein Zeichen gegeben. Ich eilte in's Freye, allein ehe ich die Thür des Gartens erreichen konnte, ward ich von zwey Vermummten mit einer solchen Wuth angefallen, daß ich mich ihrer kaum erwehren konnte. Ich hatte indessen das Glück, den einen niederzuhauen, worauf der andere so schnell die Flucht ergriff, daß ich ihn nicht einzuhohlen vermochte, wohl aber in der Entfernung auf einer kleinen Anhöhe noch einen dritten Vermummten erblickte, in dem ich einen Stallmeister des Grafen von Soissons zu erkennen glaubte, der zugleich sein Vertrauter war. Um darüber Auskunft zu erhalten, eilte ich zu dem Verwundeten zurück, der mir auch gestand, daß er

ein Diener des Grafen sey, und sein entflohener Gefährte Torilles, den die Fürstinn aus ihrem Dienste entlassen hatte, und der sich nun seinem auf mich erzürnten Gebiether zum Werkzeuge einer unedlen Rache lieh.

Traurig und gedankenvoll kam ich nach Tours zurück. So blutig, sagte ich mir, färben sich also die Rosen des Minneglücks! so scharf sind die Dornen des Hasses gereizten Neides, die sie umgeben! — Und was ist dabey zu thun? — Der Liebe entsagen wollen, hieße dem Tagesglanze entsagen und sein Daseyn freywillig in düstere Nacht hüllen. Nein, treu in innerster Seele nur Eine geliebt, und wirst du von mehreren geliebt, doch nur dieser Einen treu und zärtlich ergeben. Aber wenn die Verschmähete dich verfolgt, und durch Haß und Rache dein Leben trübt? Du mußt es nicht achten. Liebe und Treue sind reicher Ersatz, reicher Lohn für alle Tücke des Hasses und der Rache. — Wie aber willst du dich gegen deine Nebenbuhler verhalten? Du mußt dein Glück tief in deine Seele verschließen, um es ihren Späherblicken zu entziehen. — Und wenn sie dich darauf anreden? — Es standhaft verläugnen. — Ist das aber nicht Falschheit? — Nein, das Geheimniß der Geliebten gehört dem Manne keinesweges, selbst nicht einmahl zur Hälfte an, da die ganze Gefahr desselben sie allein trifft. — Und wenn es bis zur Spötterey, zur Schmähung kommt? — Dann wacker drein gehauen, aber wo möglich unter einem andern, wohl gewählten Vorwande, muthig und schnell treffend wie ein Blitzstrahl, damit den geliebten Nahmen keine Mißdeutung treffe.

Die Regeln meines künftigen Verhaltens setzte

ich mir auf meinem Rückwege fest, und als ich nach Hause kam, fand ich ein versiegeltes Packet vor, das ich, ohne zu wissen, von wem und woher es komme, erbrach. Es enthielt ein Taschenbuch, in dem ich ein von der Hand meiner Herrinn beschriebenes Pergamentblatt fand, dessen süßer Veilchenduft mein Zimmer füllte, als habe ein Engel es durchschwebt. Es enthielt eine Romanze, in der sie, sanft klagend, sich unter dem Bilde einer Lilie, mit der stolz glühenden Rose verglich, und mich vor den, von ihr wohl bemerkten Anreizungen der Gräfinn warnte. Wie hätte ich sie nicht anbethen sollen, sie, die eben so erhaben durch Rang als Gesinnung, doch nur durch die Macht des Herzens, durch die Sprache der Empfindung über mich zu herrschen begehrte! Inniger, denn je, gelobte ich ihr unverbrüchliche, heilige Treue. — Sie selbst hatte sich mir zu meiner Schutzgöttinn, meiner sichtbar gewordenen Vorsehung geweiht; — aber ach! welche Hoffnung durfte sich meine Liebe träumen! — Anbethen, schweigen, leiden! — das war, ich fühlte es, der Inhalt meiner Zukunft! —

Mit den ersten Tagen des Lenzes kam der gute, vielgeliebte König von Navarra, der große Heinrich, in Tours an, und Feste reiheten sich an Feste, um seine Anwesenheit zu feyern. Seine Gestalt und sein Charakter sind oft geschildert worden; doch hat man, wie mich dünkt, nie den Eindruck genug berücksichtigt, den er durch seine Ritterlichkeit auf Krieger und auf edle Frauen machte. Der König von Navarra, damahls noch Thronerbe von Frankreich, war von mittlerer Größe, schön und kräftig gewachsen, sein Auge feurig, sein Lächeln freund-

lich und biederherzig, sein Gang rasch und fest, seine Haltung groß und edel, und sein Blick so scharf, so durchdringend, daß auch die Muthigsten sich oft dadurch beklemmt fühlten, wenn er gleich liebte, daß man seinem Blick und seinen Fragen hell und klar zu begegnen vermochte. Die Hauptzüge seines Charakters waren Freymüthigkeit, Leutseligkeit, Fröhlichkeit und eine bewundernswerthe Lichthelle des Geistes, die in allen Staats- und Lebensangelegenheiten seinem Urtheil eine solche Sicherheit gab, daß er gleich auf den ersten Blick erkannte, wo und wie der gordische Knoten ihrer Verwickelungen zu lösen sey. In der Majestät, die ihn umleuchtete, lag eine Hoheit, die nicht bloß seiner Geburt angehörte, sondern seinem weithin durch ganz Europa strahlenden Heldenruhme.

Wer aber kann Heinrich von Navarra nennen, ohne seines Waffengefährten, des Freundes seines Herzens, den großen Freyherrn von Rosny zu gedenken? Ihre Freundschaft war auf dem Felde der Ehre entsprossen, und im Felde unter den Entbehrungen, den Mühseligkeiten, dem Elend des Kriegerlebens gereift, wo jede Seelenkraft Gelegenheit findet, sich im vielfachen Wechsel des Glücks und des Unglücks zu bewähren. Im Kriege war er sein Schlachtenblitz, wie ihn Heinrich oft nannte; im Cabinet sein geistreicher Minister und der zweyte Vater der Krieger, den der König selbst zum Schutzherrn aller Verwundeten und Kranken, zum Verpfleger des Heeres ernannt hatte, das ihn anbethete und segnete; aber man mußte ihn auch noch in seinem Privatverhältnisse zum König sehen, wie

er, ewig das Auge auf ihn gerichtet, nur in seinem Leben athmete und lebte, jeden seiner Schritte bewachte, bereit, ihn in jedem Augenblick zum Schild gegen Gift und Mörderdolch zu dienen, um zu erkennen, wie Rosny Heinrich liebte. So treu, wie er den König, ward aber auch er von den Edelleuten seines Gefolges geliebt. Liebe gewinnt Liebe, Treue erzeugt Treue. Das ist die Belohnung, die Gott schon in diesem Leben edlen Herzen zuerkannt hat. Selig, wer sich ihrer erfreuen darf!

Der Prinz von Conti stellte mich dem großen Heinrich vor, bey dessen Anblick feuriger, denn je, in mir die Sehnsucht nach Ruhm und ernstem Kampfe entbrannte. Für jetzt mußte ich mir aber noch an den ritterlichen Spielen genügen lassen, wo ich so glücklich war, zwey Preise zu gewinnen. Diesen Zeitkürzungen; sollte eine große Jagd folgen, da der König das edle Weidmannswerk liebte, welches allein in Friedenszeiten den Körper abhärtet und die Seele kräftiget, für das Grausen eines blutigen Leichenfeldes nicht zu weichlich zu werden.

Auf einer der glänzendsten dieser Jagden, bey der alle in Tours versammelte edle Frauen den König begleiteten, riß ein gewaltiger Sechszehnender Hunde und Jäger in solcher Geschwindigkeit sich nach, daß bald das ganze Jagdgefolge auf den ungebahnten Wegen, die den großen Wald durchkreuzten, hierher und dorthin versprengt wurde. Ich war noch immer in der Nähe des Königs geblieben, als ich, da ich mein Roß einen Augenblick anhielt, es verschnaufen zu lassen, in dem Dickicht des Waldes ein Angstgeschrey hörte, und als ich hinzueilte, die Kutsche der Gräfinn erblickte, die in einem stei-

nigen Hohlwege umgeworfen war. Zum Glück waren die Damen unbeschädigt geblieben, und ich bemühete mich, der erschrockenen Gräfinn, die halb ohnmächtig in meinen Armen lag, Muth einzusprechen, als der Wagen meiner Fürstinn ankam, welche, als sie das der Gräfinn widerfahrne Mißgeschick erfuhr, an der gefährlichen Stelle auszusteigen beschloß und mich rufen ließ, ihr beym Aussteigen die Hand zu reichen. Ich fand sie bleich und bebend, was mich bey ihrem Muth und ihrer Seelenhoheit Wunder nahm; allein da sie, so wie die Gräfinn einstieg und weiter fuhr, sich erhohlte, mußte ich wohl muthmaßen, welches Unglück sie gefürchtet, welcher Abgrund sie erschreckt hatte. Sie beschloß, um sich völlig zu erhohlen, eine Strecke zu Fuß zu gehen, ob sich gleich der Himmel schwarz bewölkt hatte, und gegen Abend ein schweres Gewitter aufzog. Ihre Damen waren in dem Wagen geblieben und wir wandelten auf einem sanft beblümten Fußpfad neben her, als ein Blitz plötzlich so blendend und gewaltig vor uns niederfuhr, daß die erschrockenen Pferde, trotz aller Anstrengungen des Kutschers, sie zu halten, durchgingen, und mit Gedankenschnelle Wagen und Gefolge unserm Blick entführten. — Wir waren allein, und Blitz auf Blitz verkündigte uns die schnelle Annäherung des Gewitters.

Die Fürstinn war entschlossen, auf diesem Platze die Rückkehr ihrer Leute erwarten zu wollen; auch waren wir, fern von jeder menschlichen Wohnung, im tiefsten Dickicht eines bahnlosen, wilden Waldes, wo uns nichts übrig blieb, als unter einem Baume Schutz zu suchen. Großer Gott, sagte die

Fürstinn, wie soll es werden, wenn meine Leute nicht bald wieder kommen! Wir beyde hier allein, ohne Obdach, ohne Schutz, die Nacht so nahe! Hier ergriff sie der Schrecken dieses Gedankens, und die Furcht vor dem Geschwätz der Verleumdung mit so tiefem Schmerze, daß sie das Gesicht in ihre Hände barg, um mir die Thränen zu verbergen, die wie klare Perlen über ihre rosigen Wangen rollten. Ich sank zu ihren Füßen und suchte sie zu beruhigen. Ohne mir zu antworten, reichte sie mir die schöne Hand zum Kusse und drückte den Ring der stummen Liebe, der stummen Treue, an meine Lippen. Stummer, denn je! flüsterte ich leise zur Antwort, und da die Nacht anzubrechen drohte, fingen wir an, einen Ausweg aus dem Walde zu suchen, wobey wir nach jedem Laut einer Menschenstimme horchten, und sorgsam nach jeder Spur von Menschennähe umherspäheten. Doch vergeblich. Alles still, alles einsam! Nur sie und ich in der Welt, und kein Laut um uns, als die süßen Flötentöne der Liebe klagenden Nachtigall.

Die Nacht war still, der Himmel dunkel, die Luft glühend heiß und nur von Blitzen erhellt, die mir in meinen Armen die schönste Fürstinn des Erdkreises zeigten, und in ihr die angebethetste aller Frauen. Ja, in dieser Nacht der Gefahr und der Einsamkeit war ich ihrer werth. O sagt nicht, daß Ihr je geliebt habt, wenn Ihr nicht mit mir die Wonne des Gedankens zu empfinden vermögt, mit der ich mir in jener Stunde sagte: ich vermag die Geliebte zu ehren; ich bin geliebt und verdiene es, von ihr geliebt zu seyn, und dann ihr unaussprechlicher Blick des seligen Vertauens, der es mir in's

Herz strahlte: Seele und Herz sind dein, und nie wirst du fordern, was ich zu gewähren erröthen müßte! — Nacht der reinen, hohen Seligkeit, nie, nie kann ich deiner vergessen! — Schweigend gingen wir mit einander fort. Hoch über uns im dunkeln Nachthimmel rollte der Donner über uns hin, als rufe er uns zu: Gottes Auge wacht über euch! Unsere Herzen bebten, klopften, ohne daß ein Laut den zitternden Lippen zu entfliehen wagte, — und ist nicht auch die wahrste Sprache der Liebe, Schweigen? — ein Seufzer ihr schönster Hauch? — ihr reinster Dienst, Opfer und Entsagung? —

Bald aber war die Fürstinn von der für sie ungewohnten Anstrengung des Gehens auf harter Erde so ermüdet, daß sie erschöpft niedersank und ihr Unvermögen erklärte, weiter gehen zu können. Ich war trostlos, kein Obdach für sie zu wissen, als mir der Blitz den Eingang in einer Grotte zeigte, die ihr Schutz zu versprechen schien. Eine morsche hölzerne Thür verschloß sie, die, als ich sie anstieß, uns die Wohnung eines Einsiedlers zeigte, so viel ich bey den Mondstrahlen, die einzeln durch das Gewölk brachen, zu unterscheiden vermochte. Ich beredete die Fürstinn, einzutreten, und hier den Anbruch des Tages zu erwarten. Der Abendstern, der gerade über der Thür des Einganges stand und allein von allen Sternen sichtbar war, erhellte das Innere der Grotte. Im Hintergrunde desselben war ein Crucifix aufgerichtet, zu dessen Füßen ein Schädel und andere Todtengebeine lagen. Die Fürstinn sank auf einen an der Seite vorragenden Felsensitz nieder, und so ruhig sie auch scheinen zu wollen strebte, fühlte ich doch, daß sie eben so bewegt

und unruhig war, wie ich; — dazu kam noch ihre Müdigkeit, der sie nicht länger zu widerstehen vermochte. Sie stand auf, und vor dem Crucifix niedersinkend, sagte sie mir: Ich habe es noch keinen Abend meines Lebens versäumt, vor diesem heiligen Zeichen die Gnade und Barmherzigkeit des Himmels anzuflehen, und will es auch heut, an diesem Tage der Gefahr, nicht unterlassen. Kniet neben mir, Graf Montbary, und erhebet Herz und Sinn zu Gott, der uns hier nahe ist. — Ich gehorchte, aber indem ich mich kniend niederbeugte, erblickte sie den Schädel, dessen Anblick ich ihr bis jetzt entzogen hatte; statt aber zu erschrecken, sah sie mit einem tief ernsten, langen Blick auf ihn und dann auf mich, indem sie mir mit sanft gerührter Stimme sagte: Jugend, Schönheit, Liebe, wie besiegt dieses Todesbild Euren Zauber! — Sie bethete darauf lange und mit großer Inbrunst, und als sie sich erhob, geboth sie mir mit heiterem Ernste, mich neben sie auf den Felsensitz zu setzen, und gleichfalls zu schlafen, wie sie es thun wolle. Nach und nach sank, vom Schlummer überwältigt, ihr schönes Haupt auf meine Schulter. Ich wagte kaum zu athmen. O mein Gott, rief ich in unaussprechlicher Bewegung, so nahe vereint und doch auf ewig, ewig fern! — Der süße Hauch ihres Athems säuselte mich an, — ihre zarte Rosenwange ruhte an der meinen, — ich konnte ihre sanften, ruhigen Herzensschläge zählen, und so lag sie, ein Bild des himmlischen Friedens, in meinen Armen, während ich von Liebe und Jugend, Wonne und Schmerz glühete.

Da hörte ich sie schneller athmen, fühlte ihre

Wangen erglühen, sah ihrem geschlossenen Auge Thränen entrollen, und hörte sie mit dem Ton unaussprechlichen Entzückens rufen: die Schlacht ist gewonnen! Der König willigt ein! Er ernennt ihn zum Kronfeldherrn! — Mein Geliebter, mein Gemahl, mein auf ewig! Und mit diesen Worten umschlang sie mich, und ich, meiner nicht mehr mächtig, drückte sie an meine Brust; — aber in demselben Augenblick erwachte sie, und stieß mich mit einer Hoheit und einem Zorn zurück, die ich noch nie auf diesem holdseligen Gesicht erblickt hatte. Ich warf mich zu ihren Füßen und flehte um Vergebung. Sie sey Euch gewährt, sagte sie, aber verlaßt mich. Geht hinaus, sehet ob der Tag anbricht, ob Ihr keinen Menschen erblicken könnt. Geht, verlaßt mich, ich befehle es.

Sie sagte diese Worte mit einer so ernsten Entschlossenheit, daß ich, Tod und Verzweiflung im Herzen, ihr gehorchte, und, die morsche Thür hinter mir zuziehend, mich zur Wache davor stellte. Durch die Spalte sah ich, wie sie von neuem vor dem Crucifix niedersank. Der Regen fing an in Strömen niederzurauschen; das Gewitter kam furchtbar drohend zurück, — ich lechzte nach Kühlung, nach Tod und Gefahr, nach allen Schrecken der Natur. Die Fürstinn näherte sich der Thür und fragte, ob ich naß werde. Mit erstickter Stimme rief ich, nein! allein der Regen rauschte immer heftiger nieder, der Sturm sauste in den Wipfeln der Bäume, der Donner rollte furchtbar, und die Blitze hellten die Dunkelheit zur leuchtenden Flamme auf. Bebend rief mir die Fürstinn zu: Um Gott, Graf, welch' ein Ungewitter! Kommt herein, kommt

herein! Ihr habt da einen gefährlichen Platz! — Laßt mich sterben, rief ich verzweifelnd aus, was gilt mir ein Leben ohne Hoffnung! Hier schmetterte ein Donnerschlag gewaltig neben mir nieder; der Blitz hatte eine nahe stehende Eiche getroffen, die, bis zur Wurzel gespalten, prassend emporloderte, während die Erde vom Wiederhall des Donners zu erbeben schien. Außer sich, riß die Fürstinn die Thür auf, und sich in meine Arme stürzend, rief sie zu Gott empor: O laß mich mit dem Geliebten sterben, ohne den ich nicht zu leben vermag!

Wer hat je die Gewalt der Liebe empfunden, wie wir in dieser Nacht, wo sie sich uns, im Kampfe mit allen Schrecknissen der Natur, im Angesicht des Todes, am Rande des Grabes in aller ihrer Hoheit offenbarte, und Natur, Grab und alle Elemente besiegend, unsere Seele mit der Wonne des Himmels, dem Entzücken der Seligkeit füllte! Laut auf rief ich zum Himmel und flehte ihn um einen mich verklärenden Blitzstrahl, weil nur das Glück des Himmels sich würdig an diesem Weihemoment des reinsten Erdenglücks anzureihen vermochte. Ich war geliebt! ich hörte von den Lippen meiner angebetheten Herrinn dies Geständniß, empfing ihr Gelübde, nie einem andern Manne angehören zu wollen, hielt sie in meinen Armen, an mein Herz gedrückt, und meine Lippen durften den ersten Kuß als ein Siegel der heiligen Treue ihrem Rosenmunde aufdrücken. Mit reinem himmlischen Vertrauen ruhete sie an meinem Herzen; sie fühlte, wie es ihr geweiht und von der Flamme dieser Umarmung geläutert war. Sie warf den Glanz des Diadems von sich, um nur Weib, liebendes, angebethetes Weib

zu seyn. Kein Gedanke an die Zukunft trübte mehr unser Glück; die wahre Liebe kennt nur Gegenwart.

Doch kam er endlich dieser Tag, den ich vergessen hatte und nicht zu erleben wünschte. Heiter, unbewölkt und strahlend brach er an, verkündet vom lichtesten Morgenroth, begrüßt von dem Jubelgesang zahlloser Vögelchöre. Die Welt machte ihr Recht an zwey Erdgeborne geltend, die Himmelsseligkeit ward zum goldenen, unvergeßlichen Traum, und Schmerz und Sorge, diese Pflegerinnen der Menschheit, empfingen auch uns bey der Rückkehr zum Erdenleben. Welchem Tadel, welcher Mißdeutung sah sich meine Herrinn ausgesetzt! und wie mußte es sie, deren Ruf und Ehre bisher makellos und rein war, wie ihr Herz, schmerzen, durch den Schein, sich dem Verdacht Preis gegeben zu sehen! In der schmerzlichen Angst dieser Sorge hörte ich plötzlich den Schall eines Hifthorns, und sah einen Reiter herbeyeilen, in dem ich, zu meiner innigen Freude, St. Amand erkannte, und wie unsern Schutzengel begrüßte. Er war uns, wie ich späterhin erfuhr, schon am Abend gefolgt, hatte uns aber, um der Liebe die Minuten eines, ach! vielleicht nie wiederkehrenden Glückes zu sichern, das furchtbare Ungewitter unter freyem Himmel ausgehalten, und erschien nun, da Zartgefühl und Klugheit seine Erscheinung heischten, sich uns als treuer Freund zu bewähren. Er verkündete der Fürstinn die Annäherung einiger Holzhauer, die uns zu Wegweisern dienen könnten, und setzte noch hinzu, daß der König sich gleichfalls im Walde verirrt habe, und daß fast alle Fürstinnen und Damen die Nacht in den zerstreu-

ten Hütten der Holzhauer zugebracht hätten, kurz tausend kleine Züge und Umstände, die alle geeignet waren, die Fürstinn zu beruhigen. Auch mußte man ja schon jetzt, da St. Amand bey uns war, voraussetzen, daß er immer bey uns gewesen sey. Bald hörten wir nun auch den fröhlichen Gesang der Holzhauer, die zum Glück einen Wagen bey sich hatten, auf dem sie mit ehrfurchtsvoller und herzlicher Bereitwilligkeit einen Sitz für die Fürstinn bereiteten. Endlich erblickten wir die Heerstraße, und bald darauf einen Jäger des Grafen von Soissons, dem St. Amand im Nahmen der Fürstinn befahl, nach Tours zu eilen und eine ihrer Equipagen herbeyführen, indem er ihn in der Meinung ließ, die Fürstinn habe die Nacht bey den Holzhauern zugebracht und klüglich zu verhindern wußte, daß er nicht selbst mit ihnen redete. Der Jäger antwortete, daß ein leerer Wagen des Grafen von Soissons in der Nähe sey, und erhielt den Auftrag, ihn herbeyzuhohlen. Während seiner Abwesenheit entließ die Fürstinn die Holzhauer reich beschenkt, die dann auf St. Amands Veranstaltung einen andern Rückweg einschlagen mußten. Der Wagen des Grafen kam; der Jäger mußte sich vorn aufsetzen und mir sein Pferd geben, so daß wir nun beyde, St. Amand und ich, die Fürstinn begleiteten, als hätten wir sie unterweges angetroffen, und an den Thoren von Tours beurlaubte ich mich von ihr und ritt über den Wall zu einem andern Thore hinein, so daß man sie, allein von St. Amand begleitet, zurückkehren sah.

Ich zeigte mich gleich, sowohl im Pallaste des

Königs, als auch im Vorzimmer des Prinzen von Conti, um den Gedanken, an ein gehabtes Abenteuer um so mehr zu entfernen, und erfuhr auch in den nächsten Tagen, daß man bey Hofe nur von St. Amand, als von ihrem Erretter und Begleiter sprach, was um so weniger eine Mißdeutung nach sich ziehen konnte, da wirklich der größte Theil der Damen die Nacht gleichfalls im Walde zugebracht hatte.

In diesem Zeitpunct starb zu meinem großen Leidwesen mein Beschützer, der Prinz von Conti; allein auf seinem Todbette empfahl er mich dem Freyherrn von Rosny, der mich als Ordonanzofficier des Königs in sein Gefolge aufnahm. Hier begann nun für mich eine neue Laufbahn, wo der große Freyherr mich bald seiner freundlichen Gunst und seines Vertrauens besonders würdigte.

Heinrich III. war von Mörderdolch gefallen, und Heinrich von Navarra ward als König von Frankreich von einem Theil des Heeres und der Großen anerkannt; allein der Herzog von Mayenne stand an der Spitze der Aufrührer, die sich unter dem Vorwand der Religion, gegen den rechtmäßigen Herrscher empörten, und Heinrich IV. sah sich gezwungen, gegen seine eigenen Unterthanen in's Feld zu ziehen.

Die Fürstinn, die mit dem Freyherrn von Rosny einen sehr regelmäßigen Briefwechsel unterhielt, fand vermittelst desselben Wege, mir Nachricht von sich zu geben. Ich erfuhr, daß sie im Begriff war, sich Paris zu nähern und Dreux zu ihrem Wohnorte erwählt habe. Diese Nachricht eröffnete mir die entzückende Aussicht der Möglichkeit, sie wiederzusehen

und bald beglückte mich ein neuer, unschätzbarer Beweis ihrer Huld. Sie vertraute mir nähmlich die Aufsicht über ihren Bruder, den Grafen Raimund an, den sie in's Lager sandte, um unter den Augen des Königs das Kriegshandwerk zu lernen. Ich hatte nun Gelegenheit, ihr selbst zu schreiben, da ich natürlich verpflichtet war, ihr von dem Betragen und der Aufführung des jungen Fürsten Bericht zu erstatten. Jetzt hatte ich auch das Glück, einen Brief von ihr zu erhalten! Ich vertraue Euch, schrieb sie mir, den Liebling meines Herzens an, weil ich weiß, daß Euer Beyspiel sein Herz und seine Sitten, wie Euer Muth sein Leben schützen wird. Lehrt ihn Gott lieben, seinen König und — seine Schwester. Vorzüglich bitte ich Euch, Euch nie von ihm zu trennen, und zu glauben, daß da, wo er seyn wird, mein Glück, mein Leben, und jede Hoffnung, jeder Wunsch desselben ist.

Man muß im Lager, im rauhen Gewühl des Krieges seyn, um den vollen Werth eines solchen Blattes der Liebe empfinden zu können. Die Worte der Geliebten dringen in den blutdürstigsten Sinn des Kriegers wie ein sanfter Thau des Himmels ein. Sie sind entweder ein Ruf zu Sieg und Ruhm, oder auch ein Lebewohl der Zärtlichkeit, da der tapfere Krieger keine Hoffnung kennt, als Tod oder Sieg!

Unser Heer zog jetzt nach der Normandie, wo der Herzog von Mayenne alle festen Plätze besetzt hielt. Unser Plan, die Stadt Eu zu überrumpeln, mißlang; Mayenne zog seine ganze Macht bey Arques, einem zwischen Dippe und Rouen gelegenen Dorfe zusammen, und der König mußte darauf

sinnen, ihm eine Schlacht zu liefern, obgleich sein kleines Heer, der Uebermacht des Feindes gegenüber, nur als ein fliegendes Corps erschien. Am Vorabend des entscheidenden Tages erhielt ich wieder einen Brief von der Fürstinn: »Ich zage nicht vor dem Ausgange dieser Schlacht, schrieb sie, denn der König hat zwey mächtige Bundesgenossen: Gott und sein Recht! allein sendet mir gleich nach Beendigung derselben einen Eilbothen. Erhalte ich auf irgend einem andern Wege Nachricht vom Ausgang derselben, so verkündet mir Euer Schweigen, daß mein Bruder nicht mehr lebt und der Freund ihm in's Grab gefolgt ist, und dann ist mein Todesurtheil gesprochen. Es gibt für Henriette dann kein Frankreich mehr!«

Der König stellte, so wie er bey Arques ankam, sein kleines Heer von 3000 Mann in Schlachtordnung. Es ist bekannt, wie sein Feldherrnblick und sein hoher, persönlicher Muth, so wie der wohlberechnete Gebrauch seiner Artillerie, die Schlacht zu seinem Vortheil entschieden. Um der Wahrheit der Geschichtschreibung willen muß ich es sagen, daß ich es war, der in dem Augenblick, wo unsere Reiterey die Flucht ergriff, und selbst das Bataillon der königlichen Schweizer, das bis dahin die ganze Masse des andringenden Feindes aufgehalten hatte, zu weichen begann, mit unsern Feldschlangen herbeyeilte, und so lebhaft unter die Feinde feuerte, daß sie in Unordnung geriethen und sich zur Flucht umwandten. Sobald dies der König gewahr wurde, sprengte er, an der Spitze einer einzigen Escadron, so kühn auf sie ein, daß dieser Angriff ihre Niederlage entschied. Die Reiterey des

Feindes war aber noch nicht so in Unordnung und versprengt, daß sie nicht noch in einzelnen Zügen zu tapferer Gegenwehr Stand gehalten hätte. Ich eilte dem König, der sich zu kühn vorgewagt hatte, zu Hülfe, und in der Hitze dieses Gefechts war es, wo der junge Graf, der stets an meiner Seite blieb, so in Gefahr gerieth, daß ich nur noch Zeit hatte, mich vorzuwerfen, und den ihm bestimmten Lanzenstoß aufzufangen. Ich sank blutend zur Erde; allein, obgleich schwer verwundet, verlor ich doch nicht die Besinnung, und sah zu meinem Trost und meiner Freude, den Sieg entschieden und den Feind in gänzlicher Flucht. Der junge Prinz kniete neben mir, und seine Thränen und seine sanften Liebkosungen stillten die Schmerzen, die ich empfand, als der König, bey uns vorübereilend, still hielt, um selbst die Befehle zu meiner Verpflegung und meiner Fortschaffung vom Wahlplatze zu geben. Graf Montbary, sagte er mir mit jener Huld, die ihm jedes Herz gewann, Ihr habt die Armee gerettet. Ich verdanke Euch den Sieg, und ernenne Euch zum Maître de Camp, in der Hoffnung, Euch bald wieder unter meinen Braven auf dem Wege zu Ruhm und Ehre zu sehen.

Es bedurfte dieser Gnadenbezeigung nicht, um mir den Tag, an dem ich meinen König hatte siegen sehen, den Tag, an dem ich zum ersten Mahle mein Blut für ihn vergossen hatte, zu einem der schönsten meines Lebens zu machen.

Ich ward nach Louviers gebracht, wohin mir der Graf Raimund folgte, und ließ es, sobald meine Wunden verbunden waren, mein erstes Geschäft seyn, der Fürstinn einen Eilbothen zu senden,

um sie über das Schicksal des geliebten Bruders zu beruhigen. Allein ich vermochte nur einige unleserliche Zeilen zu kritzeln, denen der junge Fürst auf dem Umschlag des Briefes ohne mein Wissen die Worte hinzufügte: Er ist verwundet. Sie gab bey ihrem Gefolge vor, diese Nachricht auf ihren Bruder zu beziehen, und flog in solcher Eile nach Louviers, daß wir sie schon am folgenden Tage in das Gemach des Fürsten treten sahen, wohin ich, wegen Mangel des Platzes, in ein daran stoßendes Cabinet gebettet war. Sie war todtenbleich und alle ihre Züge trugen das Gepräge ihrer unruhigen Angst. Die Freude, den geliebten Bruder unverletzt und blühend in ihre Arme zu schließen, ward ihr durch die Theilnahme getrübt, mit der sie mich so wundenmatt erblickte, daß ich mich auf meinem Lager nicht einmahl aufzurichten vermochte, sie zu bewillkommen. Der junge Graf erzählte ihr, wie ich ihm das Leben gerettet, und den ihm bestimmten Lanzenstich aufgefangen habe. Die schönen Augen der Fürstinn füllten sich mit Thränen, und sie wandte sie mit einem so unaussprechlichen Ausdruck der Zärtlichkeit und der Wehmuth zu mir, daß ich, zu matt für jede leidenschaftliche Bewegung, ohnmächtig zurücksank. Raimund eilte hinaus, den Capellan der Fürstinn, den sie mitzubringen Sorge getragen hatte, und dessen Geschicklichkeit mich schon einmahl geheilt hatte, herbeyzuhohlen, und ich blieb mit der Fürstinn allein.

Für solche Minuten des Wiedersehens und des Wiederfindens der Liebe hat die Sprache keine Worte. Die Fürstinn sank an meinem Lager nieder, meine kalte Hand ruhte in der ihren, und un-

sere Seelen begegneten sich in dem Blick, den ich auf die himmlische Gestalt meines Schutzengels warf. Die Ermattung des Todtwunden verklärt das Entzücken solcher Momente. Sanft und leise neigte die Fürstinn ihr Haupt auf meine Brust nieder, ihre Thränen fielen wie ein himmlischer Wundbalsam auf meine brennenden Wunden. Für mich, für mich, seufzte sie leise, und nie, und in keiner Stunde des Glücks, habe ich mich inniger mit ihr vereint gefühlt, als in dieser Minute des Schmerzes und des Todes.

Der Capellan fand meine Wunde gefährlich, aber nicht hoffnungslos. Die Fürstinn gewann in seiner Gegenwart ihre edle Haltung, und die ruhige Hoheit im Ausdruck ihrer Züge wieder, die ihr, ihr ganzes Leben durch, jede Heucheley unnöthig machte, und Ehrfurcht und Gehorsam geboth. Sie verließ mich bald darauf, indem sie mich der Pflege des Capellans und ihres Bruders empfahl, mit einem Blick, der mir sagte: Mein Herz bleibt bey dir!

Das Glück ihrer Gegenwart belebte jede Kraft meiner Jugend, und ich fühlte es seit ihrem Anblick als eine entschiedene Unmöglichkeit in mir, jetzt schon sterben zu können; allein die neidischen Schicksalsmächte hatten es mir bestimmt, dies Glück theuer erkaufen zu sollen. Am folgenden Morgen sah ich die Fürstinn, unter dem Vorwand, ihren Bruder besuchen zu wollen, wieder an meinem Lager. Ihr Bruder hatte uns zufällig verlassen, und wir waren allein, als plötzlich der Ruf erscholl: Der König! der König! und wir auch schon in demselben Augenblick den Gang des Monarchen erkannten, der die Treppe, die zu dem Saal führte,

heraufeilte. Die Fürstinn behielt kaum Zeit, die Thür des Cabinets anzuziehen und sich neben dem Kamin an derselben in einen Lehnstuhl zu werfen. Zum Glück trat der junge Graf in diesem Augenblick durch die entgegengesetzte Thür in's Zimmer, und jeder Schein des Alleinseyns fiel nun weg.

So gut der König auch war, so verderbend war doch sein Zorn, wo er sich beleidigt glaubte, und Tod oder ewige Gefangenschaft war gewiß das unvermeidliche Schicksal des Verwegenen, von dem er gemuthmaßt hätte, daß er es wage, sein Auge zu einer Fürstinn seines Hauses zu erheben. Allein ich hörte von dem Könige nur herzliche, freundliche Worte, mit denen er die treue Schwesterliebe der Fürstinn pries, die sie nach Louviers, auf die Nachricht von der Verwundung des jungen Grafen geführt habe. Ich bin mit Euch zufrieden, Neffe, fuhr er fort, allein es stünde jetzt schlimm um Euch, wenn mein braver, wackerer Montbary nicht gewesen wäre. Diesem allein, mein Kind, habt Ihr das Leben Eures Bruders zu danken.

So sehr mich auch bey dieser Unterhaltung die Furcht der ängstlichen Sorge für die Fürstinn quälte, so würde mich das Wort des Königs, mein braver Montbary, ein Wort noch entzückender als das erste Geständniß der Liebe, doch vor Freude berauscht haben, wenn sich nicht der Himmel meiner Wonne in dem Augenblick finster bewölkt hätte. Der König geboth dem jungen Grafen, ihn mit der Fürstinn allein zu lassen, und entdeckte dieser nun, daß der Infant von Spanien um ihre Hand geworben habe, und das Glück Frank-

reichs ihre beyderseitige Einwilligung in diese Verbindung heische.

Bey diesen Worten drängte sich mein Blut mit solcher Gewalt zum Herzen, daß eine unwillkührliche Bewegung dem König meine Gegenwart verrieth. Er stand auf, und fragte rasch und unmuthig: wer ist da? indem er sich zugleich der Thür näherte, sie zu öffnen, als die Fürstinn ihm ruhig sagte: Es ist der Gouverneur meines Bruders und zugleich sein Retter, der brave Montbary, den Raimund hierher hat betten lassen, um ihn selbst zu pflegen und in seiner Nähe zu seyn.

Das ist recht, sagte der König, er verdient es um ihn. Auch ist seine Gegenwart nicht überflüssig, weil Rosny ihn mir zum Bothschafter vorgeschlagen hat, um dem Spanischen Hof Euer Jawort zu überbringen. Sputet Euch also, Montbary, bald wieder gesund zu werden, diese Euch zugedachte Ehre wird ja auch wohl ein guter Wundbalsam seyn, setzte er freundlich hinzu, indem er mir zuwinkte, und sich dann zu seiner Nichte wieder umwendete, die bleich und bestürzt vor ihm stand, und die ich durch die nun geöffnete Thür sehen konnte. Die schreckliche und unerwartete Nachricht ihrer nahe bevorstehenden Verheirathung hatte mich so erschüttert, daß das Blut anfing tropfenweise durch meinen Verband zu dringen. In meiner Verzweiflung achtete ich es nicht, und meine ganze Seele hing nur an den Worten des Königs, der es sich nicht träumen ließ, daß er in diesem Augenblick einem seiner getreuesten Diener das Todesurtheil sprach. Die Fürstinn schützte ihre Abneigung gegen jede eheliche Verbindung, ihre Liebe zu ihm und

ihrem Bruder vor, die ihr den Gedanken der Trennung von Frankreich zum Schmerzensgedanken mache; allein der König antwortete auf alle ihre Einwendungen: Es muß so seyn, mein Kind. Für das Glück meiner Franzosen darf uns kein Opfer zu groß seyn.

Die entschiedene Festigkeit seines Tons raubte mir alle Hoffnung, und in diesem Augenblick der Verzweiflung, meiner selbst nicht mehr mächtig, riß ich den Verband von meiner Wunde. Das Blut strömte gewaltig über mich hin. Die Fürstinn sah mich, hinter dem Stuhl des Königs weg, in meinem Blute schwimmen und schrie, alles vergessend, laut auf: Großer Gott, er stirbt! Der König rief nach Hülfe und eilte selbst auf mich zu, bemüht, das Blut zu stillen, bis die herbeygerufenen Wundärzte kamen. Todtenbleich und kaum mehr athmend, war die Fürstinn in einen Sessel gesunken. Der König, der bey seiner eigenen Herzensgüte in ihrem Schrecken nur die Theilnahme des Mitleids sah, suchte sie zu beruhigen. Fürchtet nichts, mein Kind, sagte er ihr, bey solcher Fülle der Gesundheit, solcher blühenden Jugendkraft stirbt man nicht so leicht, und binnen kurzem soll Montbary Euer Gesandter nach Spanien werden. O mein König! war alles, was die Fürstinn, noch immer außer sich, ihm zu erwiedern vermochte. Kommt, kommt! mein Kind, sagte er, ihre Hand fassend, laßt uns darauf denken, dem Infanten eine geziemende Antwort zu geben. Oder wollet Ihr mir zum ersten Mahl in Eurem Leben den Gehorsam versagen? Niemahls, niemahls! rief die Fürstinn mit einem herzzerreißenden Ton, indem sie das Zimmer verließ; allein

ihr Blick, ihr Herz, ihr Wink riefen mir, und nicht dem König, diese Verheißung zu. Dies Versprechen, dies Gelübde erhielt mir das Leben. Ruhiger geworden, ließ ich mich verbinden, und mein Herz öffnete sich der Hoffnung, daß der Plan dieser Verbindung an der Festigkeit der Fürstinn und der zärtlichen Liebe des Königs für sie, scheitern würde.

Trotz dieser Begebenheit und der gefahrverkündenden Prophezeihung des Capellans, besserte ich mich von Tag zu Tag. Die Fürstinn, die nicht mehr selbst zu kommen wagte, schickte täglich, sich nach meinem Befinden erkundigen zu lassen, und jedes Zeichen ihres Andenkens und ihrer Huld beschleunigte meine Genesung. Die Armee erhielt den Befehl, zur Belagerung von Rouen aufzubrechen, da die Einnahme dieser Festung die Unterwerfung der ganzen Normandie nach sich ziehen mußte, und ob mir gleich der Freyherr dü Rosny sagen ließ, bis zur völligen Wiederherstellung in Louviers zu bleiben, und der Aufbruch des Heeres mich aus der Nähe der Fürstinn entfernte, so konnte ich mich doch nicht entschließen, meine Waffengefährten vorausziehen zu lassen. Ich eilte mit dem jungen Grafen nach Dreux, um uns bey der Fürstinn zu beurlauben, bey der ich aber leider den Graf n von Soissons fand, der mir, wie mein böser Genius allenthalben, wo es Ruhm und Glück galt, feindselig in den Weg trat. Doch mein guter Genius vergütete sinnvoll die Tücke des bösen, denn als ich, tiefbetrubt in der Gegenwart des hochfahrenden und argwöhnischen Prinzen, der Fürstinn kein Lebewohl aus innerster Seele sagen zu dürfen, mich bey ihr beurlaubte, umfing sie ihren Bruder

inniglich, und ihn fest an ihr Herz drückend, sagte sie ihm, mich anblickend: Lebe wohl, mein Freund, fahre fort, mich zu lieben und mir oft zu schreiben. Der Graf von Soissons beugte sich jetzt nieder, den jungen Grafen gleichfalls zu umarmen, und in diesem Augenblick reichte mir die Fürstinn mit süßem Blick und mit ihren Rosenfingern leise an meine Hand streifend, eine Schreibtafel, auf deren Einband in Juwelen der Wahlspruch gestickt war: Stumme Liebe! Stumme Treue! Dies Geschenk tröstete mich für die vornehme Höflichkeit, mit der die Fürstinn gezwungen war, mich zu entlassen.

Das Heer ging in Eilmärschen auf Pont de l'Arche los, als wir an den Eingang eines Thales kamen, auf dessen Höhen das Kloster der edlen Frauen von Grenville in einer Felsenschlucht so verborgen und von hohen Buchen so dicht umschattet lag, als wolle es die Abgeschiedenheit seiner Bewohnerinnen von allem irdischen Thun und Treiben verkünden und schützen. Es hatte sich aber das Gerücht verbreitet, es sey von den Liguisten besetzt, und da der Besitz der das Thal beherrschenden Höhen sehr wichtig war, erhielt ich den Auftrag, dies zu erforschen, und entweder gutwillig oder mit Gewalt in das Kloster einzudringen. Ich ritt am Abend, nur von zwey meiner Waffengefährten begleitet, auf Kundschaft aus. Es war alles so still, so dunkel im Kloster, daß ich an einer Stelle, wo die Mauer des Gartens eingefallen war, über dieselbe sprang, und meine Begleiter zurücklassend, in der Sternendämmerung durch die dunkeln Gartengänge hin allein dem

Gebäude näher ging. Aus dem kleinen, enge vergitterten, mit Epheu und Je länger je lieber dicht umrankten Fenster einer im Erdgeschosse gelegenen Zelle strahlte mir ein schwacher Lichtschimmer entgegen. Ich trat näher an dasselbe und erblickte eine Novize, die mit aufgelösetem Haar und kniend, mit einem solchen Ausdruck des Schmerzes inbrünstig bethete, daß ihr Anblick auch den Unempfindlichsten hätte rühren müssen. Ich konnte ihr Gesicht nicht sehen, weil sie es, von den langen, seidenen, blonden Locken umschattet, in ihre Hände barg; aber ihre Gestalt und ihr Anstand verkündigten Schönheit, Jugend, Adel und Trostlosigkeit.

Ich stand, von diesem Anblicke gefesselt, unbeweglich still, als sie heiß weinend rief: O mein Gott, ist der Kelch meiner Schmerzen noch nicht herbe genug? Alles habe ich um ihn hingegeben. Ich weiß ihn von einer Andern geliebt, weiß, daß er sie anbethet, weiß, daß er auf dem Pfade des Irrglaubens wandelt, daß, allen Gefahren des Kriegs Preis gegeben, Seele und Leib in jeder Minute verloren gehen kann, und daß er nicht einmahl ahnet, wie Gram und Liebe für ihn, die unglückliche Cäcilie tödtet! —

Hier erhob sie Hände und Augen gen Himmel, und ich erkannte die schöne, edle Cäcilie von Autichamp, und plötzlich zogen tausend Anklänge aus der Vergangenheit durch meine Seele, und ich erkannte, wie ich geliebt worden war seit lange. Meine Augen füllten sich mit Thränen. Ihr Anblick weckte nicht in mir jene tiefe, leidenschaftliche Bewegung, in der mein Herz fast hör-

bar klopfte, so oft ich meine Fürstinn erblickte, wohl aber alle Regungen zärtlicher Theilnahme und inniger Achtung, die Unschuld, Schönheit und die Treue uneigennütziger Hingebung in eines Mannes Seele zu wecken vermögen. Sie stand jetzt auf und setzte sich auf die Strohmatte ihres Lagers nieder, die Arme in einander geschlagen und das Haupt tief nachdenkend, niedergesenkt. Nein, fing sie endlich an, er soll es niemahls erfahren, ich will mit meinem Geheimnisse sterben. Die Fürstinn ist seiner Huldigung werth, — aber was darf er hoffen? — sie zu verführen? — Dann müßte ich ihn verachten, und jede andere Verbindung mit ihr ist ja unmöglich! — ja gewiß unmöglich, wiederhohlte sie, indem ein leises schmerzliches Lächeln über ihre anmuthigen Züge flog — und ich, ich hätte ihn glücklich gemacht, wenn er mich geliebt hätte! ich hätte seine Seele gerettet, ich hätte ihm gesagt: Ist nicht jede Liebe, ihrem innersten Wesen nach, ein unbegreifliches Geheimniß, mein süßer Freund? — Fühlst du, erkennst du das nicht, wie ich? — und muß es denn nicht für die göttliche Liebe und ihren Erbarmer noch heiligere Tiefen des Geheimnisses geben, als für das kleine Menschenherz? — Ach, wenn es mir gelungen wäre, seine Seele zu retten? O mein Gott! rief sie hier aus, indem sie von neuem, mit heiß flehender Inbrunst auf die Knie sank, vergib, vergib der Sünderinn! — der Wunsch, seine Seele zu retten, ist das Kind und nicht die Mutter meiner Liebe! Diese allein beseelt mich! — diese allein zehrt mein Leben auf und läßt meine Jugend welken! — Allein wie soll

ich der Macht der Liebe entfliehen? Jede Büßung, jede Kasteyung ist Nahrung für sie! — ich kann ja selbst nur noch bethen, um dir den geliebten Nahmen zu nennen! Er, er allein ist mein Glaube, mein Paradies, mein Heil, meine Gottheit! — Einmahl nur noch, du gnadenreiche Mutter aller gebrochenen Herzen, laß mich ihn sehen! Nur einmahl noch zeige mir im Abendroth, im Mondenstrahl, in dunkler Nachtwolke sein Bild, und dann laß mich sterben! —

Hier rauschte der Nachtwind stärker durch die Epheuranken vor ihrem Fenster, — sie wandte das Auge dorthin und mußte mich erblicken, denn mit dem Ausrufe: ich bin erhört! sank sie ohnmächtig nieder. — Unmöglich konnte ich sie hülflos, vielleicht sterbend verlassen, und ich war entschlossen, alles zu wagen, um zu ihrem Beystand herbeyzueilen, als eine Schwester in die Zelle trat, sie zur Nachtmette abzuhohlen. Es ward dieser schwer, Cäcilie aus ihrer Ohnmacht zu erwecken; aber endlich schlug sie die Augen auf und ich entfernte mich mit schwerem Herzen.

So wie ich zu meinen Leuten zurückkam, riß ich ein Blatt aus meiner Schreibtafel, und schrieb darauf der Aebtissinn, sie möge in Zeit von einer Stunde die Abtey verlassen, da die Hugenotten Befehl erhalten hätten, sie zu besetzen, und es nicht möglich seyn würde, Unordnungen zu verhüthen. Man würde dafür sorgen, daß sie auf dem Wege nach Andelys unverfolgt bleibe. Ich wollte diese Warnung erst mit meinem Nahmen unterzeichnen, es war mir ein süßer Gedanke, daß Cäcilie dann künftig denselben im Kreise ihrer

Gefährtinnen mit Wohlwollen nennen hören würde; aber ich konnte dies nicht thun, ohne daß ihr meine Nähe in der vorigen Nacht und meine Erscheinung klar wurde, und diese reine, schöne Seele, die das Geheimniß ihres Herzens nur dem Himmel gestanden, aber jedem Menschenblick entzogen hatte, durfte nie mein Wissen darum erfahren und sich dadurch in ihrem edlen Stolze vielleicht gedemüthigt fühlen.

Als wir am Morgen in das Kloster einrückten, fanden wir es öde und leer. Ich durchstrich mit melancholischem Vergnügen die Gänge des großen Gartens und traf hier den Gärtner, der wegen seiner Redseligkeit in der ganzen Gegend berüchtigt war. Von ihm erfuhr ich, daß die Fürstinn vor etwa zwey Monathen auf einer Reise, die sie machte, hier im Kloster habe übernachten wollen, die Aebtissinn, die, von der Gicht gelähmt, an ihr Lager gefesselt war, forderte Cäcilien auf, die Fürstinn umherzuführen, und ihr die Merkwürdigkeiten des Klosters zu zeigen. Zitternd trat sie vor und bog ein Knie vor der Fürstinn, die sie erkannte, freundlich aufhob und wie überrascht versicherte, sie sey in ihrer Nonnentracht noch schöner, als sie es in Tours gewesen sey, und ihr dann den Arm gab, sie in den Garten zu begleiten. Der Gärtner folgte ihnen, um die Gitterthüren desselben zu öffnen, und sah daher, wie die Fürstinn begehrte, auch den Garten der Novizen und vorzüglich den der schönen Cäcilie, wie sie dieselbe nannte, zu sehen. Diese erblaßte bey dieser Aufforderung, und ihre Verlegenheit ward so sichtbar, daß die Fürstinn noch dringender darauf bestand, ihn sehen zu wol-

len, und Cäcilien nichts übrig blieb, als ihr zu gehorchen. Die Fürstinn schien erfreut durch den Anblick der Blumenpracht, die ihn schmückte; als sie aber allenthalben den Buchstaben M. fand, zu dem sich alle Blumenbeete verschlangen und der allen Bäumen eingegraben war, fragte sie nach der Deutung desselben. Cäcilie erröthete und schwieg, allein der Gärtner deutete es auf den Nahmen der Mutter Gottes, deren Dienst das Fräulein sich besonders gewidmet habe. Trotz seiner Auslegung aber schlug die Fürstinn die Augen traurig nieder, und entzog der Schwester, die sie bis dahin traulich und liebevoll unter dem Arm gefaßt hatte, ihre Hand. Bald aber hob sie diese wieder empor, und sie auf Cäciliens Schulter legend, sah sie diese so ernst und traurig, so sichtlich erbleichend an, daß der Gärtner, fürchtend, die Frische der Abendkühle ergreife sie so, geschwind die Thür des nahen Gartenhauses aufriß, damit sie dort eintreten und sich erhohlen könne. Schwester Cäcilie schrie laut auf, als sie dies sah, und wollte voraneilen, allein die Fürstinn hielt sie zurück und beyde traten zugleich ein. Der Fürstinn fiel gleich eine Staffeley in die Augen, auf der man das Gemählde der heiligen Cäcilie erblickte, wie sie, in hoher Entzückung, die Augen zum Himmel erhoben, die Seligkeit des Himmels zu empfinden schien, dessen Engel sie in einem Glorienkreise umschwebten. Die Fürstinn bewunderte sehr die schöne Heilige, und zog, um das Ganze besser betrachten und übersehen zu können, das Tuch fort, das den Kopf eines Engels verdeckte, der in einer Ecke des Gemähldes angebracht war. Kaum aber

hatte sie ihn erblickt, als sie rasch den Arm der Novize von sich stieß, die neben der Staffeley auf die Knie niedersank, und den Kopf des Engels mit der Hand verdeckte, während Thränen über ihre Wangen rollten. Die Fürstinn stand noch immer vor dem Bilde. Er ist es! hatte sie anfangs ausgerufen und dann zornig auf die Schwester geblickt. Nach und nach wurden aber auch ihre Augen naß. Ohne Cäcilien anzusehen, fragte sie mit halb erstickter Stimme: Wann nehmet Ihr den Schleyer, Fräulein? Morgen, Ihre Hoheit, antwortete diese mit weicher, aber fester Stimme. Unglückliche, seufzte die Fürstinn leise und dann noch leiser: Ach, wer ist von uns beyden die Unglücklichste! — Sie winkte der Schwester, zurückzubleiben, und ging lange im Garten einsam auf und ab. Dann rief sie aber mit dem vollen Tone der Liebe: Cäcilie! und als diese kam, eilte sie ihr entgegen, drückte sie an ihre Brust und nannte sie weinend ihre Schwester, ihre geliebte Schwester. Auch gab sie ihr einen Ring, den sie ihr befahl stets zu ihrem Andenken zu tragen, und hieß dann ihren Wagen bereiten, weil sie das Kloster augenblicklich verlassen wolle. — Alle Bewohnerinnen desselben wußten sich diesen Auftritt nicht zu deuten, der noch räthselhafter wurde, als Schwester Cäcilie am andern Morgen um die Verkürzung ihres Probejahres und um Erlaubniß bath, gleich den Schleyer nehmen zu dürfen, was aber die Aebtissinn nicht zugestehen wollte.

Ach wohl verstand ich ihn zu deuten!

Einige Monathe später erhielt ich von der Fürstinn folgenden Brief:

»Theurer Graf! mit inniger Rührung und »Freude habe ich die neuen Beweise Eurer liebe»vollen Sorge für meinen Bruder erfahren. Ihr »thut viel für ihn, — alles, — aber eben das »drückt und beklemmt. Man kann nicht innig lie»ben, ohne eben so innig zu leiden. Der Plan »im Bezug auf den Infanten von Spanien ist »für den Augenblick bey Seite gelegt, und ich will »den Schrecken des Gedankens von mir bannen, »daß er wieder hervorgesucht werden könne. — »Das arme Frankreich! welche blutige Wunden »schlägt ihm dieser innerliche Krieg! — Ach, jeder »sich ewig und hoffnungslos erneuernde Kampf »vermattet bis zum Tode! ich empfinde das; aber »ich bin glücklich, meines Daseyns mehr in An»dern inne zu werden, als in dem Gefühle mei»ner eigenen Leiden, meiner eigenen Schmerzen!«

Dieser Brief machte einen tief wehmüthigen Eindruck auf mich, der sich noch verstärkte, als mir der edle Freyherr von Franclieu, zu zartsinnig, sich eine offene Hindeutung auf unsere Liebe zu erlauben, wie beyläufig unter andern Neuigkeiten schrieb: »Die Fürstinn Marie Henriette von Bourbon kränkelt sehr. Sie ist keine frischblühende, herrlich glänzende Lilie mehr, sondern eine matt und traurig am Stängel niedersinkende. Man trägt sich mit der Sage, ein geheimer Herzenskummer zehre an ihrem Leben; aber Ehrfurcht und Bewunderung scheuchen jedes unberufene Eindringen in das Geheimniß ihres Schmerzes zurück!«

Wie theuer erkaufte ich mit der Nachricht ihrer Leiden die Seligkeit meines Lebens! Ich wußte sie krank, versunken in Gram und Schmerz, und

hatte ihr keinen Trost, keine Hoffnung zu biethen als Anbethung und Liebe bis zum Tode! Ich wollte an sie schreiben, allein alle Worte erschienen mir eisig gegen die Flamme der Liebe und der Verzweiflung, die in meinem Busen loderte. Ich mußte sie sehen! Von diesem Gedanken allein erwartete ich Rettung. Urlaub durfte ich mir freylich nicht zu dieser Reise erbitten; aber wir standen ruhig in Verneuil; es mußte möglich zu machen seyn, mich auf einige Tage heimlich zu entfernen. Alles fügte sich, alles war bereitet; da erhielt ich in der Nacht, die zu meiner Abreise bestimmt war, den Befehl, mit der Artillerie die ich befehligte, nach Jvry aufzubrechen, wo der König dem Herzoge von Mayenne eine Schlacht zu liefern beschlossen hatte. Zum ersten Mahle in meinem Leben vernahm ich mit Unmuth und Widerstreben den Ruf zur Pflicht. Aller Wahrscheinlichkeit nach, traf ich noch zur rechten Zeit ein, wenn ich mir den Umweg über Dreux erlaubte, und meine Leute vorausschickte, — aber das Vielleicht dieser Wahrscheinlichkeit machte mich schamroth. Unglücklicher, zürnte ich mir selbst, darf die Liebe je mit der Ehre zu rechten wagen, und auf ein Vielleicht hin, einen Vertrag mit ihr schließen wollen? Muß nicht Schmerz und Zärtlichkeit vor dem Befehle deines Königs verstummen? — Was bedeutet das Schicksal deiner Liebe da, wo es das Schicksal des Staats gilt, und muß der brave Krieger nicht eben so gut sich, als das Schwert des Feindes zu besiegen wissen? Der Augenblick der Selbstüberwindung, der Verläugnung deiner heiligsten Herzensgefühle ist da; er-

manne dich, ihn muthig zu bestehen. Eile auf deinen Posten und vertraue das Uebrige der Barmherzigkeit des Himmels an.

Ich gehorchte dem strengen Rufe der Ehre, neben dem kein anderer Ruf gehört werden darf; allein nie hatte das Leben bey mir niedriger im Preise gestanden, nie hatte ich mich kühner und unerschrockener dem Tode und der Gefahr entgegen geworfen, als jetzt, wo ich sie mehr als den Sieg suchte. Der große Tag der Entscheidung brach an. Der junge heldenmüthige Graf Egmont befehligte die Spanier, die sich mit Mayenne gegen uns verbunden hatten; allein so löwenkühn er und die Seinigen auch an diesem Tage fochten, so ward uns doch der Sieg. Nie hat sich Heinrich als Feldherr und König glänzender verherrlicht, als in der Ebene von Ivry. Der junge Graf Raimund, der, wie immer, an meiner Seite focht, that Wunder der Tapferkeit, vorzüglich aber trug die Artillerie des Königs viel zum Gewinn der Schlacht bey. Die feindliche Artillerie war nicht so gut bedient, hielt aber doch lange Stand und tödtete uns viele Menschen, als ich, da der König an unserm Flügel herangesprengt kam, ihm entgegen eilte und um die Erlaubniß bath, die feindselige Batterie mit dem Degen in der Faust angreifen zu dürfen. Brav, Montbary, gab er mir zur Antwort, ich kann diese häßlichen, eisernen Großmäuler gar nicht leiden, die da so unverschämt gegen uns anbrummen, und es soll mir lieb seyn, wenn Ihr sie zum Schweigen bringt.

Von einem Haufen Freywilliger gefolgt, stürmte ich auf die Batterie ein, die uns mit einem tüch=

tigen Kugelregen empfing. Dem Grafen Raimund ward sein Federbusch weggeschossen. Dieser Anblick und das Andenken an seine unvergleichliche Schwester verdoppelte meinen Muth. Es gelang uns, das feindliche Geschütz zu nehmen und es dem König als eine Siegestrophäe dieses Tages zuzuführen, was ihm um so willkommner war, da den Liguisten nach diesem Verluste kein Geschütz mehr übrig war.

Der König ertheilte mir auf dem Schlachtfelde selbst die Anwartschaft auf die, von dem großen Freyherrn dü Rosny bekleidete Stelle eines General=Feldzeugmeisters. Ich kann, sagte er laut und öffentlich, keinen bessern Händen, als den Eurigen, Graf Montbary, eine Waffe anvertrauen, die künftig das Schicksal der Schlachten entscheiden wird; denn wir müssen es uns gestehen, meine Freunde, fuhr er, sich zu Biron, dem Marschall von Aumont, Andelot und Thorigni wendend, fort, die Zeit ist nicht mehr fern, wo wir das Geschütz sich so vervielfachen sehen werden, daß der Krieger in dem furchtbaren Schachspiel des Krieges nur noch den Platz der Bauern wird behaupten können. Es thut mir leid um der Ehre der Ritterlichkeit willen, die da fordert, daß die Entscheidung aus der Kraft des Muthes, der Geschicklichkeit des Fechtens, der Gewandtheit und Stärke des Körpers hervorgehen soll, aber als Feldherr darf ich diesem Fortschritte und dieser Neuerung der Kriegskunst nicht wehren, sondern muß darauf sinnen, sie zu vervollkommnen und den höchst möglichsten Vortheil von ihr zu ziehen.

Während die Armee sich mit der Verfolgung

des geschlagenen Feindes beschäftigte, widmete sich Heinrich ganz der Sorge fur die Verwundeten, da es eine der herzgewinnenden Eigenschaften des guten und großen Konigs war, in dem Ueberwundenen nicht mehr den Feind, sondern nur den hülfsbedürftigen Krieger zu sehen. Pfleget mir die Verwundeten! meine Freunde, rief er, pfleget sie mir ja gut und liebevoll! Es sind keine Feinde mehr, sondern nur Schmerzensbruder. Vergossenes Blut wäscht von Irrthum und Treuebruch schon hienieden rein. Am andern Morgen eilte er selbst in die Lazarethe. Hier zeigte sich des großen Königs ganze Seele; hier mußte man ihn sehen, wie er mit diesen herrlichen Blicken des theilnehmenden Mitleids unter seinen Kindern umherging, sich nach allen erkundigte, nach allen fragte, sich um ihre Gefahr, ihre Thaten, ihre Wunden kümmerte, und wie sein Anblick, seine Nähe, alle Schmerzen milderte und Balsam in jede Wunde goß. Diese Wunden, sagte er zu uns gewandt, die wir ihn begleiteten, sind die Schlussel zum Tempel der Unsterblichkeit, und diese kranken Krieger die theuersten Sohne des Vaterlandes und meines Herzens. Alle Verwundeten blickten mit Vertrauen und Hoffnung zu ihm auf; aller Blicke sprachen es aus: wie brav wollen wir für dich fechten, wenn wir nur erst wieder bey Kräften sind! Selbst um den Mund der Sterbenden schwebte ein freudiges Lächeln, wenn sie den Konig sahen, und ihr brechender Blick sagte: Fahre wohl, mein Konig, auf Wiedersehen! Der Tod für dich und Vaterland ist wohl schon! —

Plotzlich öffneten sich die Thüren, und eine Ab-

theilung der barmherzigen Schwestern trat ein und bath den König um die Vergünstigung, sich der Pflege der wunden Krieger widmen zu dürfen. Ja, sagte Heinrich gerührt, die Frauen sind die wahren Schutzengel der Leidenden. Ihre Liebe, ihr Mitleiden klügelt nie, und wo der Mann alle Sophistereyen der Selbstliebe zu Hülfe ruft, um sich der Gefahr zu entziehen, eilen sie herbey, da, wo es Noth thut, auch den Pestkranken zu pflegen, und, wenn es seyn muß, willig mit ihm zu sterben. Engel des Trostes, sanfte Heldinnen des Mitleids und der Tugend, wie weit übertrefft Ihr uns an Muth der Todesverachtung! Kein Ehrgeiz, kein Ruhm verdeckt Euch seine Schrecken. Keine irdische Hoffnung reizt Euch, ihm zu trotzen, kein Erdengut verheißt Euch Lohn für Eure Aufopferung! Ihr fühlt nur Liebe, gehorcht nur der Liebe! — Ach, wenn alle Eures Standes Euch glichen! —

Hier unterbrach sich der König selbst, als scheue er sich, in seinen Gedanken errathen zu werden, und verließ die Krankensäle, — aber in den Herzen aller, die ihn dort gesehen hatten, blieb unvergänglich das Bild seiner Güte, seiner Menschlichkeit!

Im folgenden Jahre legte Heinrich seine Armee in die Winterquartiere, sowohl um sie ergänzen zu können, als auch um seinen Kriegern die nöthige Ruhe und Erhohlung zu verschaffen. Ich bekam zu meinem Aufenthalte ein Schloß angewiesen, das von seinem B sitzer verlassen war; allein in dem Gemach unter meinem mir angewiesenen Zimmer lag ein vornehmer Liguist krank,

dem es eben seine Krankheit unmöglich gemacht hatte, das Schloß zu verlassen. Vergeblich forschte ich nach seinem Nahmen; allen seinen Leuten war nicht allein das tiefste Schweigen über diesen Punct anbefohlen, sondern ihnen auch verbothen, ihm den Nahmen des königlichen Officiers zu nennen, mit dem er gezwungen war, unter einem Dache zu hausen, da er alle Hugenotten brennend haßte. Nur zuweilen in der tiefsten Nachtstille schallten die Wehklagen des leidenden Greises zu mir herauf, und in sie mischten sich die sanften Trostworte einer Frauenstimme, die durch die dunklen, finstern Mauern, wie der Silberton des Engels der Versöhnung drang.

Eines Abends kam einer seiner Diener zu mir und erboth sich, mir nähere Auskunft über seinen Gebiether und dessen schöne Tochter geben zu wollen. Bist du von ihnen dazu beauftragt? fragte ich. Gott behüthe, antwortete er mir, ich komme nur, um mir von einem so jungen und schönen Herrn, wie Ihr seyd, ein gutes Bothenlohn zu verdienen. Der alte Herr, ein Verwandter des eigentlichen Schloßherrn, verbirgt seinen Nahmen so sorgfältig vor Euch, weil ihn der König, Euer Herr, seiner verübten Grausamkeiten willen, geächtet hat. Er verdient also keine Schonung, und da er, krank und gelähmt, wie er ist, seiner Tochter keinen Schutz zu gewähren vermag, so steht Euch nichts im Wege, Euch ihrer zu bemächtigen. Nur dürft Ihr keine Zeit verlieren, denn der Graf von Soissons, der hier in der Gegend umherstreift, hat schon mit einem meiner Cameraden Abrede ge-

nommen, um sie für ihn zu entführen. Ich gönne sie Euch aber lieber, da —

Mir aus den Augen, Schurke! rief ich ihm entrüstet zu. Glaubst du, daß ich die Hülflosigkeit des Alters, die Wehrlosigkeit eines Kranken benutzen würde, um die Unschuld zu morden? An der Schwelle meines Todfeindes würde ich Haß und Rache zurücklassen, um ihm, in sein Haus aufgenommen, Beschützer und Vertheidiger zu werden, und nie der Meuchelmörder seiner Ruhe und seiner Ehre! Mir aus den Augen, Schurke! und hüthe dich, dich wieder vor mir sehen zu lassen.

Ich war mit mir zufrieden, als er ging, da ich die Verwünschungen oft gehört hatte, die der unglückliche Greis in den Anfällen seiner Schmerzen gegen den König und alle Anhänger desselben ausstieß, und es mir wohl that, seine Schmähungen mit Wohlthaten vergelten zu können. Die Plane des Grafen von Soissons, sich der Tochter bemächtigen zu wollen, erschreckten mich, da es mir bekannt war, wie er in solchem Falle kein Mittel scheuete, seinen Zweck zu erreichen. Meine Pflicht, als Mann und Ritter, heischte von mir den Schutz der bedrohten Unschuld. Ich ließ die Wachen im Schlosse verdoppeln, und den Zugang zu den Zimmern der Unbekannten so genau bewachen, daß sie gegen jede gewaltsame Unternehmung gesichert war. Die Bosheit kennt aber Wege, die die Tugend nicht zu errathen vermag. Wenige Nächte darauf brach Feuer im Schlosse aus, und zwar in den von dem Greise und seiner Tochter bewohnten Zimmern. Ich eilte herbey, Anstalten zum Löschen zu treffen, und vernahm nun den

Angstruf des von allen seinen Dienern verlassenen Alten, und die trostlosen Klagen seiner Tochter, die sich vergeblich mühte, ihn durch den Rauch und die Flammenwirbel, die schon das Gemach füllten, fortzubringen. Ich stieß die Thür ein, die mir bis dahin ein geweihetes Heiligthum gewesen war, und, großer Gott! ich erkannte Cäcilie!

Rettet meine Tochter! schallte mir der Angstruf des alten Autichamp entgegen, dessen Lager die Flamme schon umspiegelte. Rettet meinen Vater! rief Cäcilie, die ihn vergeblich aufzurichten suchte. Mir blieb keine Zeit zur Wahl, die Kleider der Unglücklichen brannten schon. Gott verdoppelte mit der Gefahr auch meine Kraft und meinen Muth, ich faßte beyde und trug sie, ich weiß noch nicht wie, durch Rauch und Gluth hin, bis in die Mitte des Schloßhofes, wo ich erschöpft mit ihnen niederstürzte.

Cäciliens Gewand brannte, ihr Vater wollte es ihr entreißen, umstanden aber von rohen Kriegern, hüllte sie sich nur noch fester darein, und wenn ich sie nicht blitzschnell in meinen großen, weiten Mantel gehüllt, und so sie fest umfassend, die Flamme erstickt hätte, wäre sie ein Raub des qualvollsten Todes geworden. Um uns schlichen Menschen umher, die sich dumpf zumurmelten: Es geht nicht, es sind zu viele Helfer da. Einige meiner Soldaten eilten diesen Vermummten nach, die sie für Räuber und Brandstifter hielten; allein als sie einen von ihnen erwischten, warf er eine Hand voll Gold unter sie und nannte leise den Nahmen seines Gebiethers, so daß mir uber den Urheber dieses Frevels kein Zweifel blieb.

Es gelang endlich den angestrengten Bemühungen meiner Leute, das Feuer zu löschen, und ich ließ Cäcilie und ihren Vater nach dem unversehrt gebliebenen Theil des Schlosses bringen, und aus dem nahen Feldlazareth eine der barmherzigen Schwestern zu ihrer Wartung herbeyhohlen, da sie an Brust und Schultern sehr verwundet war. Ich sah sie nicht wieder und begnügte mich, mich täglich nach ihrem Befinden erkundigen zu lassen. Sie erhohlte sich leicht und schnell, und keine der erhaltenen Verletzungen drohete, wie ich von der Nonne erfuhr, ihren Reizen Gefahr. Da ich es mir zum Gesetz gemacht hatte, der Fürstinn keine Begebenheit meines Lebens zu verhehlen, so schrieb ich ihr auch diese; in ihrer Antwort lobte sie freylich mein Betragen, konnte aber ihre Unruhe in Bezug auf Cäcilien und den Zufall, der mich so oft im Leben mit ihr zusammenführe, nicht verbergen. Diese stumme Klage im Herzen der Geliebten war für mich ein Befehl zum Aufbruch, und ich wußte meine Verlegung in ein anderes Quartier zu bewirken.

Ich beurlaubte mich schriftlich bey dem Grafen Autichamp. Am Morgen meiner Abreise brachte mir Cäciliens Wärterinn einen neuen Mantel für den verbrannten, und bath mich in ihrem Nahmen, ihn als Andenken von ihr anzunehmen. Gewiß, edler Graf, sagte sie mir, werdet Ihr diese Gabe aus den Händen eines solchen Engels von Tugend und Schönheit nicht verschmähen. Erscheint sie mir doch als eine Heilige! so sanft, so geduldig bey eigenen Schmerzen, so still und tief betrübt, und doch nur darauf sinnend, fremde Lei-

den zu mildern und andere Unglückliche zu trösten. Gott hat sie sichtlich auserwählt, der Welt ein Beyspiel der Heiligkeit und der frommen Menschenliebe zu werden.

Tief gerührt nahm ich den Mantel an und beschwor die gute Schwester, Cäcilien zu versichern, daß sie ewig in meinem Andenken leben werde. Als ich den Mantel über die Schultern warf, erblickte ich auf der linken Seite inwendig mit schwarzer Seide Cäciliens Nahmen, so klein eingenäht, daß man ihn kaum sehen konnte. Nein, Cäcilie, sagte ich leise, indem ich durch das Thor des Schloßhofes ritt, nicht bloß auf dem Herzen, auch im Herzen trägt der Freund deinen Nahmen, und wehmüthig träumend schied ich aus ihrer Nähe.

Der schönste, der unvergeßlichste Tag meines Lebens war mir nahe.

Der Gram der Hoffnungslosigkeit, die Flamme der Eifersucht, die Anstrengung, alle ihre Empfindungen unerrathen in ihr Herz zurückzudrängen und sie in die Tiefe desselben zu verschließen, hatte die stille Zärtlichkeit der Fürstinn zu einer alles besiegenden Leidenschaft umgewandelt. Mir ward die Seligkeit vergönnt, mich geliebt zu fühlen, wie ich liebte. Ihre Krankheit selbst, deren Sitz dem Herzen so nahe in ihrer Brust war, schien ihrer Liebe neues Leben zu geben und die Sehnsucht in ihr zu erwecken, nicht von der Erde zu scheiden, ohne die süßeste Fülle des Glücks gekostet zu haben. Unerwartet erhielt ich von ihr den Befehl, mich in der nächsten Nacht in ihrem Schlosse zu Dreux einzufinden, wobey sie mir aber die sorgsamste Behuthsamkeit empfahl, da der Kö-

nig in der Gegend war und sein Hauptquartier nicht weit von Dreux aufgeschlagen hatte. Aus jeder Zeile ihres Briefes sprach eine Unruhe, eine Leidenschaft, die in meiner Brust den vollsten Wiederklang fand. Ich flog zur bestimmten Stunde zu ihr, und ward von einer vertrauten Kammerfrau zu ihr geführt. Festlich geschmückt, saß sie zitternd an ein Tischchen gelehnt, und das Auge mit der Hand verdeckend, als scheue sie es, den Geliebten zu sehen, der sie zu diesem Wagnisse verleitet habe. Unaussprechlich bewegt warf ich mich zu ihren Füßen, und wagte es, ihre Hand an meine Lippen zu drücken. Graf Montbary, fing sie leise an, was ich Euch zu verkünden habe, wird Euch überraschen; — aber Himmel, Welt und Pflicht, alles hat sich meinem Blick verhüllt; ich sehe im Universum nichts mehr, als meinen Geliebten, und das ganze Daseyn hat sich mir zusammengezogen im Gefühl meiner Liebe. Mit dem Muth der Gesundheit ist mir auch die Kraft der Seele entschwunden, und der Wille, meiner Leidenschaft widerstehen zu wollen, ist durch ihre Unbesiegbarkeit gebrochen. Ich kann mich nicht länger täuschen; ich muß zwischen dem Tode oder der Vereinigung mit dem Geliebten wählen. Ach, Montbary, fuhr sie mit einer Mischung von Leidenschaft und Verzweiflung fort, blick' her, — vielleicht vermag selbst nicht mehr die Liebe ihr Opfer dem Tode zu entreißen; — aber könntest du zaghaft schwanken, wo es mein Leben, meine Rettung gilt!

Sprecht es aus, meine angebethete Fürstinn, was Ihr von mir begehrt. Euer leisester Hauch

gebiethet über mein Leben, und wollte Gott, ich könnte es tausendfach für Euch opfern! —

Ich lege mein Schicksal in Eure Hand, Graf, fuhr sie mit innig zärtlichem Tone und fester Entschlossenheit fort. — Ich weiß, daß Vasallenpflicht und Ehre Eure Wünsche zügeln, weiß, daß ich eine königliche Tochter Frankreichs bin, und daß ich mein Leben bey einer Verbindung mit Euch auf das Spiel setze, — und ach! nicht mein Leben allein, fuhr sie mit herzzerreißender Klage fort, das Eure auch! aber hat nicht der Himmel selbst für uns zwischen Gesetz und Liebe das Urtheil gesprochen? soll ich taub seyn gegen die erhabene Sprache des furchtbaren Donners, der es in jener unvergeßlichen Nacht durch Himmel und Erde hinrollend verkündigte, Gott habe uns für einander bestimmt? — O mein Geliebter, waren nicht die zuckenden, flammenden Blitzstrahlen jener Nacht ein Bild unsers Schicksals? — Versengte nicht mit ihnen die Flamme der Liebe und der Tugend alle Bande des Erdenstolzes? Der Himmel selbst hat mich von ihnen frey gemacht, — ich will nichts mehr seyn auf dieser Welt, als Deine Gattinn, wenn Du freudig, wie ich, Dich entschließen kannst, Dein Leben an diese Verbindung zu setzen.

Wer fühlt nicht den Sturm der Leidenschaft, der bey diesen Worten alle Tiefen meiner Seele aufregte! Hingesunken zu ihren Füßen, vermochte ich es doch noch, den König zu nennen und ihr die Gefahr seines Zornes für sie, für sie, für die ich allein zu zittern vermochte, zu schildern. Ich fürchte nichts mehr auf Erden, unterbrach sie mich lebhaft; siehst du das Licht in der Capelle des

Gartens zu uns herüberstrahlen? dort erwartet uns der Priester, dort bin ich bereit, dir vor Gott den Schwur der Liebe und der Treue bis zum Tode abzulegen. Die Schönheit allein hat oft Frauen den Weg zum Throne gebahnt, und Tapferkeit, Seelengröße, Adel und Tugend sollte sich an der Hand der Liebe diesen Weg nicht bahnen dürfen? — Nein, ich bin entschlossen. Du mußt für mich den Altar oder das Grab wählen. — Sie neigte sich bey diesen Worten zu mir nieder. Alles, alles vergessend, nur sie und ich in der Schöpfung, nur sie in meinem Herzen, umschlangen sie meine Arme. Ich drückte sie an mein Herz, hörte sie leise flüstern: mein Geliebter, mein Gemahl, dein auf ewig. — O Gott! Gott! war das mehr als Himmelstraum! Habe ich diese Minuten der höchsten Erdenseligkeit denn wirklich einst gelebt!

Ich stand mit ihr vor dem Altar, — nur noch Minuten, und ich war der strafbarste und der glücklichste aller Menschen. — Da erhob sich plötzlich um uns das furchtbarste Getümmel, — Kanonen donnerten, Trompeten schmetterten, — von allen Seiten rief es: Zu den Waffen! Die Liguisten hatten die Stadt überrumpelt und durchschwärmten die Gassen, die Fürstinn war verloren, wenn man mich entdeckte. — Vor dem Ruf der Ehre verstummte die Leidenschaft. Widerstand war fruchtlos. Die Fürstinn hatte von beyden Partheyen eine Schutzwache, und für sich nichts zu fürchten. — Der Augenblick duldete keine Wahl, nur blitzschnellen Entschluß. Sie selbst hieß mich forteilen; es gelang mir, unbemerkt zu entkommen und in's Hauptquartier zum Könige zu eilen, der auf meine An-

zeige sogleich Lärm schlagen ließ und seine Truppen zur Wiedereinnahme der Stadt aufzubrechen beorderte, da die Nähe von Paris ihren Besitz höchst wichtig machte, und sie in den Händen der Feinde ein Stützpunct für die ganze aufrührerische Normandie wurde. Die Liguisten, eben so überrumpelt, wie sie die Stadt überrumpelt hatten, mußten Dreux wieder räumen, aber meine Hoffnung, bey der Wiedereinnahme zu seyn, ward vereitelt. Ich mußte den König nach Montes begleiten, wo er sein Hoflager aufschlagen wollte, um von dort aus politische Unterhandlungen einzuleiten, von denen er für die Zukunft noch mehr erwartete, als von seinen siegreichen Waffen, und zu deren Anknüpfung er mich gebrauchen wollte.

Ich kannte den Hof nicht, an dem ich von nun an leben mußte, aber ich war fest entschlossen, mich stets der Huld meiner angebetheten Herrinn werth zu zeigen. Die Zukunft lag verhüllt vor mir; ich erlaubte mir keine Hoffnung; die Erinnerungen dieser Nacht zogen mir wie Träume überirdischer Seligkeit vorüber, die dem Erwachenden den unaussprechlichen Schmerz hoffnungsloser Sehnsucht zurücklassen, ohne daß er sich erkühnen darf, an ihre dereinstige Verwirklichung zu glauben.

Die Heldenherrlichkeit des siegreichen Königs vermochte nicht die erbitterten Gemüther zu einigen, und Wort und Feder mußten nun vollenden, was das Schwert begonnen hatte. Die Zeit gab dem Hofe und allen Verhandlungen der Staatskunst ein kriegerisches Gepräge; aber doch ward der Einfluß der Frauen und ihre Einmischung in den Gang der Angelegenheiten sehr merklich. Die Gräfinn

von Chatelleraut hatte die Parthey der Liguisten verlassen, um zu der des Königs überzugehen. Ihre Intriguen verwickelten und umgarnten alles, und machten sie beyden Partheyen eben so furchtbar als nothwendig; allein bey all' ihrer politischen Thätigkeit verlor sie nie den Zweck aus den Augen, die Fürstinn zu quälen und sich an mir zu rächen.

Cäcilie von Autichamp lebte seit dem Tode ihres Vaters in tiefer Eingezogenheit bey ihrer Tante, der Marquisinn La Touraille, nur ihrem Gott und vielleicht dem Andenken ihrer Liebe. Die Gräfinn, die dies wußte, schilderte dem König Cäciliens Schönheit so bezaubernd, daß er der Begierde, sie zu sehen, nicht zu widerstehen vermochte, und auf einer seiner Reisen auf dem Schlosse der Marquisinn einkehrte, sich von ihr ein Nachtlager zu erbitten. Er sah Cäcilien und ihre Blässe, ihre sanfte, stille Schwermuth gab ihrer Schönheit einen Zauber, der eben so unwiderstehlich als tief in sein Herz drang. Die Gräfinn, der er dies gestand, triumphirte. Ihr Plan war der, im Herzen des Königs eine Flamme der Leidenschaft zu entzünden, die für mich zur verderblichen Zornflamme werden solle, wenn er, durch Cäciliens Widerstand erbittert, erfahre, daß ihre Liebe für mich die Ursache desselben sey. Leider war aber noch ein unfehlbareres Mittel zu meinem Verderben in ihren Händen, das sie für den Nothfall als entscheidend aufsparte. In ihrer Gewalt war nähmlich ein von den Liguisten aufgefangener Brief der Fürstinn an mich, in dem ihre Sorge für mein Leben so zärtlich ausgesprochen war, daß, trotz aller Verhüllung, dem Leser desselben kein Zweifel über ihre

Liebe zu mir bleiben konnte. Dieser Brief mußte mich verderben, wenn ihr Plan mit Cäcilien fehl schlug. Sie nannte mich nun dem König als den Retter Cäciliens bey jener Feuersbrunst, der im Besitze ihres Vertrauens und ihrer Freundschaft, sie am besten werde bewegen können, die Stelle eines Edelfräuleins der Fürstinn Katharine von Bourbon, Herzoginn von Bar, der einzigen Schwester des Königs, anzunehmen. Ich sah in diesem Auftrag nur einen neuen Beweis der Seelengroße des Konigs, mit der er der verwaiseten Tochter eines seiner erbittertsten Widersachers eine ehrenvolle Freystätte an seinem Hofe anbiethen ließ. Bey meiner Ankunft im Schlosse der Marquisinn, ließ ich mich bey dieser melden, und erbath von ihr die Vergünstigung, Cäcilien benachrichtigen zu lassen, daß ich sie im Auftrag des Konigs zu sprechen wünsche. Sie gewann, meiner Absicht nach, hierdurch Zeit, sich auf unser Wiedersehen vorzubereiten, allein ehe ich es erwartete, trat sie schon zu uns ein. Der Adel und der würdevolle Stolz eines reinen Herzens gibt edlen Frauen eine solche Stärke der Seele in der Herrschaft über sich, daß man in ihrem Betragen das Geheimniß ihres Herzens höchstens ahnen, aber nie errathen kann: und so trat auch Cäcilie in all' der ruhigen Hoheit ihres Anstandes ein, ohne daß irgend ein äußeres Zeichen den Eindruck meiner Gegenwart auf sie verrathen hätte. Ihre niedergeschlagenen Augen bargen ihr heiliges Geheimniß, dessen Wissen ich mir selbst nie in ihrer Gegenwart zu gestehen wagte, und die Freundlichkeit, mit der sie mich willkommen hieß, und nur die Freundlichkeit des ruhigen, ach-

tungsvollen Wohlwollens. Ich überreichte ihr den Brief des Königs, und zu meinem großen Erstaunen nahm sie nach einem minutenlangen Sinnen, nicht nur ohne Widerstreben, sondern dem Schein nach gern den Antrag des Königs an.

Am andern Morgen schon war sie zur Abreise bereit. In stummer Ehrfurcht ritt ich neben der Sänfte, in der ihre Kammerfrau neben ihr saß. Kein Blick, kein Wort von ihr verrieth irgend eine Erinnerung an die Vergangenheit, irgend eine Spur von Liebe. Einmahl aber, da mein Pferd stolperte und mit mir zu stürzen drohte, hörte ich sie laut aufschreyen, mit einem so unverkennbar aus dem Herzen kommenden Laut der Liebe, und ihre schönen, in diesem Augenblick zum ersten Mahl den meinen begegnenden Augen hatten einen solchen Ausdruck der Angst und der Theilnahme, daß dieser Augenblick jedes andere Zeichen der Erinnerung an Werth aufwog. Mit Anbruch der Nacht näherten wir uns der Stadt Mantes, und mußten unterhalb derselben auf einer Fähre über den Fluß setzen; Cäcilie stieg aus, und da die Kammerfrau aus Angst die Sänfte nicht verlassen wollte, war ich mit Cäcilien allein. Wir schwiegen beyde, und sahen stumm in die klare Fluth. Der Wiederschein des im hundertfachen Kerzenschein strahlenden, am jenseitigen Ufer gelegenen Schlosses erhellte unsere Schattenbilder, die sich in den Wellen abspiegelten, und ich glaubte zu bemerken, daß Cäciliens Auge mit stiller, wehmüthiger Zärtlichkeit auf meinem Bilde ruhte, als plötzlich die Fähre am Ufer anstieß, und in den bewegten Wellen Cäciliens Schatten an die Brust des meinigen zu

sinken schien. Sie fuhr scheu erröthend auf, als treffe sie die Wirklichkeit, und, ich kann es nicht bergen, auch ich empfand ein unwillkührliches, süßes Beben, als habe die himmlische Gestalt wirklich an meiner Brust geruht. Bewegt wandten wir uns von einander ab und ihre Hand zitterte, als ich ihr die meine both, sie wieder zu ihrer Sänfte zu führen.

Cäcilie mußte noch am Abend ihrer Ankunft bey Hofe erscheinen, wo sie der König selbst seiner Schwester vorstellte, von der sie mit der freundlichsten Huld empfangen wurde. Der König zeichnete Cäcilien so sichtlich aus, daß es allgemein bemerkt wurde; allein ihre edle Freymüthigkeit, ihre sittsame Zurückgezogenheit und ihre arglose Unbefangenheit wurde Jedem zum Bürgen für die Reinheit ihres Herzens und ihres Sinnes, und vereitelten alle Plane der Gräfinn, sie dem König näher zu führen. Sie ahnete nicht einmahl die ihr gelegten Schlingen, und eben darum entging sie ihnen. Gerade unter ihrem Zimmer war das Arbeitszimmer des Freyherrn von Rosny, in dem ich täglich unter seinen Augen arbeitete. Eines Abends, als ich noch spät, dem erhaltenen Befehl zufolge, mich nach diesem Zimmer verfügte, um einen Bericht aufzusetzen, dessen schnelle Ausfertigung ein eben angekommener Eilboth nothwendig machte, fand ich, statt den Freyherrn bestimmtermaßen dort zu treffen, zu meinem großen Erstaunen, diesen schon fortgegangen und die letzte Doppelthür des Zimmers verschlossen. In demselben Augenblick sah ich, im Halbdunkel, am Anfange des Ganges, der zu beyden Zimmern führte, den König erscheinen; ich konnte nicht fortgehen, ohne in dem schmalen

Gang auf ihn zu stoßen, und blieb daher still zwischen den beyden Thüren versteckt, in der Absicht, sobald er vorbey sey, mich leise zu entfernen. Er blieb aber vor Cäciliens Thür stehen, und bannte mich dadurch in meinem Versteck fest. Oeffnet die Thür! Fräulein, flüsterte er leise, ich wünsche Euch zu sprechen. Gleich, Sire, antwortete sie arglos. Der König trat, ohne die Thür zu schließen, auf die Schwelle und fragte: darf ich näher kommen? — Gern, sehr gern, Sire. — Ich habe Euch sehr lieb, mein theures Kind. — Wie gnädig seyd Ihr, Sire, sagte sie, und küßte ihm die Hand. — Ich habe eine große Bitte an Euch. — Und ich auch, mein guter, mein geliebter König und Herr. — Fordert, mein Kind, fordert, was Ihr wollt, ich will es Euch gewähren. — Ach! Sire, schenkt diesem armen Frankreich den Frieden, indem Ihr zu unsrer allein seligmachenden Kirche übergeht. — Es ist mein Vorsatz, dies zu thun, theures Mädchen! — O mein Gott! rief Cäcilie hier vor Freuden laut auf, mein Gebeth ist erhört! — Ich will es thun, mein Kind, aus Liebe zu meinen Unterthanen und aus Liebe zu Euch; aber welchen Lohn verheißt Ihr mir dafür? Werdet Ihr mich dann auch lieben? — O Sire! von ganzem, ganzem Herzen; aber Ihr werdet dann auch uns arme Katholiken lieben und unsere heilige Religion, die Euch befiehlt, die Unglücklichen zu schützen, den Irrenden zu verzeihen, und die Unschuld zu ehren? — Ja, mein Kind, sagte der König bewegt, ich habe das stets gethan; aber Cäcilie, wenn Euer König nun zu seinem Glück Liebe heischt, wie er Liebe empfindet? — Cäcilie schwieg einen Augen-

blick, dann fragte sie innig: Liebt Ihr nicht Gott mehr, denn alles? — Ja, in seinem schönsten Werke, in einem Engel der Schönheit und der Reinheit, in Euch, Cäcilie! — Das kann nicht seyn, mein König, da Ihr an Eurer schönen Braut, Maria von Medicis, Herz und Treue verlobt habt. — Was bedeutet das, sagte der König leidenschaftlich, gegen die Gewalt der Liebe! Cäcilie, kennt Ihr diese nicht? — O wohl, mein König, ich habe sie in all' ihrem Schmerze, all' ihren Thränen kennen gelernt. — Und nicht in ihren Freuden? fragte er noch leidenschaftlicher. — Ich kenne keine Freude, als meine still fließenden Thränen und die Hoffnung, daß das Grab bald dies arme Herz bedecken wird. — Ihr liebt, Cäcilie? — Ja, Sire. — Ihr seyd unglücklich? — Sehr unglücklich. — Was bewog Euch denn an meinen Hof zu kommen? — Gehorsam gegen das Geboth meines Königs und der innern Stimme, die mir befahl, ihm zu gehorchen; auch sehe ich hier zuweilen den Freund meines Herzens, ihn, um den ich so viel leide, sehe, wie er eine andere anbethet, und gräme mich darüber still, aber schneller, als wäre er mir fern, zu Tode. —

Sie brach hier in heiße Thränen aus. Armes Kind, theure Cäcilie! rief der König, und schloß sie in seine Arme. Mein König, mein Vater, sagte sie, nun bin ich nicht mehr ganz verwaiset, und vor ihm niedersinkend, drückte sie seine Hände an ihr Herz, an ihre Lippen, und ihre Thränen, ihre Liebkosungen fachten die Flammen seiner Leidenschaft noch heißer an.

Cäcilie! rief er, erblassend in der Heftigkeit des

Kampfes seines stürmisch empörten Blutes mit der Großsinnigkeit seines Gemüthes. — Nein! rief er plötzlich, sie von sich stoßend, du sollst mir heilig und unentweiht bleiben, und eilte rasch aus dem Gemach, die Thür desselben hinter sich zuwerfend. Nie war er mir erhabener erschienen, als in diesem Augenblick. Der Glanz der irdischen Majestät verblich, mir war, als sähe ich ihn von Engeln umgeben, um ihn, der eben den schönsten und frömmsten der Erdenengel gerettet hatte, mit der unsterblichen Siegerkrone der Tugend zu schmücken. Leise und tiefbewegt ging ich nach meinem Zimmer, wo ich kaum angekommen war, als ich Befehl erhielt, zu dem König zu kommen. Ich fand ihn in seinem Cabinet, von Depeschen und Briefen umgeben, mit denen er beschäftigt zu seyn schien. Bey meinem Eintritt wandte er sich um. Tretet näher, Montbary, sagte er mit bewegter Stimme. Ihr habt, wie man mir gesagt hat, vor einiger Zeit dem Fräulein von Autichamp bey einer Feuersbrunst das Leben gerettet? — Ja, Sire. — Und sie liebt ihren Retter? — Ich kann mich nur ihrer Dankbarkeit rühmen, Sire, und keinesweges einer zärtlichen Gesinnung. — Sie liebt Euch, sage ich Euch, wiederhohlte er unmuthig, ich bin dessen gewiß. Ihr seyd brav, sie ist ein Engel. Montbary, ich will sie mit Euch verheirathen. — Zu viel Gnade, Sire; ich kann dieses mir zugedachte Glück nicht annehmen. — Und warum nicht? — Mein Herz und meine Treue sind verpfändet. — Der König schwieg hier einen Augenblick; dann sah er mich lange ernst und mißtrauisch forschend an. Wen liebt Ihr? fragte er endlich rasch. — Wäre dies nur mein

Geheimniß, so würde ich es, und stünde mein Leben auf dem Spiele, zu den Füßen Eurer Majestät niederlegen. — Er ging sinnend auf und ab, und es ahnete mir, welch' ein Argwohn in ihm erwache, und wie peinlich ward diese Furcht, als er verhieß, ein ander Mahl mehr davon reden zu wollen, und nun begann, mir einen Brief an meine Fürstinn in die Feder zu sagen, der, nach einigen Details über Staatsangelegenheiten und Klagen über die Vereitelung ihrer Vermählung mit dem Infanten von Spanien, folgendermaßen schloß: »Mit der tiefsten Betrübniß habe ich eben gehört, daß Ihr, meine gute, liebe Nichte, krank, gefährlich krank seyd. Dies ängstigt mich um so mehr, da Ihr ein Geheimniß daraus macht, und doch bestätigt mir Eure unsichere Handschrift nur zu traurig diese grausame Wahrheit. Ihr wißt es, meine theure Henriette, wie ich Euch von jeher väterlich geliebt habe, und ewig lieben werde; laßt mich also nicht vergebens bitten, Euch zu schonen, und nichts zu unterlassen, was Eure Herstellung befördern kann.«

Man denke sich das Gefühl, mit dem ich, Tod und Verzweiflung im Herzen, unter den Augen des Königs, gezwungen mich zu fassen und zu beherrschen, diese Worte schrieb und zugleich seitwärts den Brief der Fürstinn liegen sah, dessen schwankende Züge auch mir nur zu treu eine Gefahr verkündeten, die sie mir sorgsamer, wie jedem andern verborgen hatte! — Ich glaubte vergehen zu müssen; allein Todesgefahr tödtet Todesfurcht, und der König verabschiedete mich, nachdem ich diesen Brief geschrieben hatte, ohne daß ich zu bestimmen

vermochte, ob dieser Vorfall ein Zufall, oder eine von ihm beabsichtigte Prüfung gewesen sey.

Am andern Morgen mußte ich wieder bey dem König erscheinen. Obgleich ein gränzenloser Gram meine Seele in all' ihren Tiefen erfüllte, und ich eine Nacht durchlebt hatte, deren Bitterkeit hinreichte, ein Jahrhundert des Glücks zu vergällen, so erhob sich doch mein Geist bey diesem Befehl, da ich wußte, daß der König mir wichtige, sich auf das Glück von ganz Frankreich beziehende Aufträge zu geben hatte. Der Gedanke an das Wohl des Vaterlandes, und die Dienstpflicht gegen meinen König konnte mich freylich der herzzerreißenden Sorge für das Leben der Geliebten nicht vergessen machen, wohl aber sie für den Augenblick der That und des Geschäfts beherrschen. Ein großer Schmerz gibt großen Muth, und in aller Kraft meines starken Willens erhob sich meine Seele mit der Gefahr selbst, und das Andenken an meine Fürstinn tief in's Herz zurückdrängend, erschien ich im Cabinet des Königs, wo ich auch den Freyherrn dü Rosny fand. Es kam darauf an, die Vorschläge der in Paris versammelten Liguisten zu prüfen und sie zu beantworten. Ich erhielt den Befehl, nach Paris zu gehen, um mündlich mit dem Präsidenten Jeannin zu unterhandeln; nach Paris, wo die Fürstinn schon seit einigen Monathen war, um die dortigen Aerzte zu Rathe zu ziehen. — Mit der Morgendämmerung traf ich dort ein, und da der Präsident mich, unter vielen Entschuldigungen und dem Vorwand dringender Staatsgeschäfte, erst um Mittag zu sich beschied, durfte ich mir den Trost vergönnen, gleich zu der Fürstinn zu eilen.

Ich mußte lange warten, ehe ich vorgelassen wurde; eine Zeit, die die Fürstinn angewandt hatte, um mir ihren Anblick weniger schreckensvoll zu machen, da dieser Engel nur noch athmete, um fremde Leiden zu mildern und fremde Schmerzen zu fühlen. In blendend weißer Seide gekleidet, fand ich sie in einem großen Lehnstuhl ruhend; — Gesicht und Hände waren bleich wie ihr Gewand, — das schöne blaue Auge noch himmelhell und klar, aber schon wie im Glanze der Verklärung schimmernd, — auf den Wangen ein dunkler, bald erscheinender, bald schwindender Rosenanflug, — um den Mund noch immer jenes, ihr allein eigenes, englisches, süßes Lächeln. — Ach! sie war es noch so ganz, so ganz in aller Glorie ihrer Engelsschönheit und Holdseligkeit, daß ich im ersten Augenblick eine Himmelserscheinung zu erblicken wähnte; doch als ich näher trat, ergriff mich ein so furchtbarer, so entsetzlicher Schmerz, daß ich außer mir, zu ihren Füßen stürzte und meine Verzweiflung nicht zu bergen vermochte. Erschreckt nicht, lieber Montbary, sagte sie mir zärtlich, indem sie mir die Hand zum Kusse reichte, Ihr findet mich verändert, aber das Herz in dieser wunden Brust liebt und schlägt noch unverändert. Ihre Lilienhand war so matt, so fieberhaft glühend, daß ich mein Leben mit dem Kusse auszuhauchen glaubte, den ich darauf drückte. Der Ring der stummen Liebe, der stummen Treue entglitt ihrem Finger und fiel in meine Hand. Nehmet ihn hin, Graf, sagte sie, ich bedarf bald keines Geheimnisses mehr. Tragt Ihr ihn künftig. Ihr Ton war so innig, so klaglos zärtlich und geduldig, daß er mein Herz brach, und ich meines

Schmerzes nicht Herr zu werden vermochte und zu ihren Füßen in meinen Thränen vergehen zu müssen glaubte. Nein, mein Freund, sagte sie, so gewaltig darf um mich keine Klage empfunden werden; mein jetziger Zustand hat auch seine Reize, seine stillen Freuden. Es ist wohl schön, wenn alle Unruhe des irdischen Thuns und des irdischen Strebens vor uns versinkt, und wir bey der Vergessenheit unserer Leiden dem Erdenleben nur noch in unserer Liebe angehören. Der Geist gewinnt Freyheit, sich zu Gott aufzuschwingen, und daß bey der schwindenden Lebenskraft die Fähigkeit des Herzens, unendlich zu lieben, sich so schön und frey entfaltet, verbürgt uns Unsterblichkeit und Seligkeit. Vergeistigt und verschönt erblüht mir im Daseyn des Freundes jede Hoffnung, die sich nicht entfaltete, und wenn Liebe Leben ist, so war mein Leben nie reicher als jetzt. —

Ich vermochte ihr nicht zu antworten. Der bleiche Engel both vergebens alles auf, mich zu trösten; ich fühlte nichts, als die Gefahr ihres Verlustes, nichts, als den giftigen Todespfeil: sie wird das Opfer ihrer Liebe! — Sie entließ mich endlich, ohne Abschied zu nehmen, da sie mich vor meiner Abreise noch wieder sehen wollte.

Vernichtet in meinem Innern, ging ich zu dem Präsidenten Jeannin. Es gelang mir, mit ihm alles nach dem Willen des Königs abzuschließen, und die Acte ihrer Unterwerfung und ihres Gehorsams von den Anführern der Liguisten unterschrieben zu erhalten. Meine Rückkehr nach Mantes forderte Eile und ich durfte nur Minuten bey der Fürstinn weilen. Ich fand sie wohler, lebhaf-

ter von Farbe und Rede, als wenn meine Gegenwart sie stärkend belebt habe. Nie hat sie mir so Liebe gestanden, so Liebe bewiesen, als in dieser heiligen, unvergeßlichen Stunde. Sie erinnerte mich an das im Walde von Vendome erlebte Gewitter. Mein süßer Freund, sagte sie mir, nicht jene hohe Eiche allein traf der Feuerstrahl des Himmels, — doch die vom himmlischen Blitzstrahl getroffenen Herzen der irdischen Brust werden nicht von ihm, wie die glücklichere Eiche, in dem Augenblicke verzehrt, wo er sie trifft. Seine Flamme lodert noch in meinem Busen. — Keine Thräne vermochte sie zu löschen und das Grab selbst wird sie nur überhüllen, damit sie jenseits reiner emporlodre. Mein Freund, fuhr sie lebhafter fort, indem sie meine Hand an ihr Herz drückte, gelobe mir, es nie zu vergessen, daß es der Himmel selbst war, der mein Urtheil sprach. Er geboth mir, dich zu lieben und bey der Unmöglichkeit, dein zu seyn, zu sterben. Aber der Tod ist nicht bitter. Versprich mir nur, mich nie zu vergessen, dir allein verdanke ich das Glück meines kurzen Erdenlebens. Empfange meinen Dank dafür. Gedenke meiner, wenn das Leben stürmt, — gedenke meiner, wenn Tugend und Ehre dir große Opfer abfordern, — gedenke meiner einst in deiner Todesstunde: es ist die Stunde unserer Wiedervereinigung. —

Noch einmahl sah ich bey diesen Worten ihr himmlisches Auge hell strahlend, wie in den Tagen des Glücks, auf mich herabblicken und ihre Züge, wie im Glanze der Verklärung, ruhig schimmern; — aber, — o grauenvolle Erinnerung!

in demselben Augenblicke sah ich sie ihr weißes Tuch an die Lippen drücken, und es blutig gefärbt ihrer Hand entfallen, in dem sie bleich und todesmatt zurücksank. Laut auf rief ich zu Gott, mich mit ihr sterben zu lassen. — Ihre Frauen eilten herbey, sie fortzutragen; — ich blieb allein! — Kniend hielt ich das mit dem reinen Blut des makellosen Opfers gefärbte Tuch an mein Herz gedrückt! mir war, als müsse sich mein Leben lösen von der Fessel der Jugendkraft, die es gebunden hielt, das Herz, dem dies Blut entfloß, war mein und die Liebe schlug ihm die Todeswunde, aus der es floß; — das, das allein empfand ich mit unnennbaren Grausen und einer Macht der Leidenschaft, von der ich noch nicht begreife, daß sie es nicht vermochte, dem Tode sein Opfer zu entreißen. —

Nach einer Stunde sandte mir die Fürstinn ein Blatt mit einigen Worten der Beruhigung und dem Gebothe, meine Rückreise nicht länger zu verzögern. Ich mußte gehorchen. Auf der Folter der herzzerreißendsten Qual mußte ich an meine Geschäfte denken und den Bericht ordnen, den ich dem Könige abzustatten hatte. Heiße Thränen fielen auf das Blatt, auf das ich ihn niederschrieb, und die Gewalt, die ich mir anthat, machte meinen Schmerz noch brennender. O glaubt es nur, Ihr edlen, zarten Frauenbilder, eine solche grausame Theilung zwischen Pflichtgefühl und Verzweiflung ist nur ein schweres Opfer mehr, das wir der Tugend bringen, der wir in Euch huldigen.

Als ich dem Monarchen meinen Bericht vorlegte, las ich in seinen edlen Zügen die Freude eines guten Königs, dem der Friede und das Glück

seiner Unterthanen theurer sind, als die Herrschaft über sie. Er hing mir selbst seinen Orden um und ernannte mich zum Gouverneur von Caen und zum Lieutenant des Königs. Die Nachricht dieser Gunstbezeigungen verbreitete sich bald am Hofe und regte das Gift des Neides und der Bosheit auf. Umsonst war ich, im Schooße des Glückes, ein Raub der tiefsten, hoffnungslosesten Trauer, umsonst sah ich allenthalben nur das, vom Schleyer des Todes umhüllte Bild meiner Fürstinn; die Gräfinn fand in dem allen nur einen neuen Antrieb, mich verderben und sich rächen zu wollen. Ihr früherer Plan war an Cäciliens Reinheit und des Königs Großsinnigkeit gescheitert, allein die häufigen Unterredungen des Königs mit Cäcilie, in denen sie ihm ihre Liebe zu mir und die meine für eine hohe Dame nicht zu verhehlen vermochte, öffneten das Herz des Königs nur zu sehr den boshaften Einflüsterungen der Gräfinn. St. Marsan hörte sie eines Abends im Vorbeygehen dem Grafen von Soissons zuflüstern: Montbary's Urtheil ist gesprochen; der König soll alles erfahren und dann ist er verloren; dies Wort war ein Donnerschlag für mich. Das Leben der Fürstinn hing an einem Hauch und diese Gewißheit besiegte in mir jede andere Rücksicht, und ich beschloß, selbst zur Gräfinn zu gehen und alles aufzubiethen, um den Todesstreich von dem geliebten Herzen abzuwenden. Sie empfing mich mit einem boshaften Lächeln und mit einer Miene des Triumphes und des Hohns, die meine Seele empörte; doch bezwang ich mich und bath sie offen und unverstellt, ihre von mir gewiß nicht verdiente Ungnade

nur mich empfinden zu lassen und die Ruhe der edelsten der Frauen mit ihrem Rufe zu schonen. Die edelste der Frauen! wiederhohlte sie höhnisch, und nun begann sie mir den unglücklichen, in ihre Hände gefallenen Brief Wort für Wort herzusagen. Ich beschwur sie, dies Blatt zu vernichten, dessen Mißdeutung die Fürstinn zur Verzweiflung bringen würde, allein mein Flehen erbitterte die Unerbittliche nur noch mehr, und mit höhnender Gelassenheit antwortete sie mir: Vor einer falschen Deutung sey die Fürstinn bey dem König sicher, und wenn dieser Brief, durch und durch unverdächtig, nur Worte der Huld und nicht der Liebe enthalte, so könne es mir ja gleichviel gelten, ob er in ihren, oder in den Händen des Königs sey. Ich warf mich zu ihren Füßen und schilderte ihr, um sie zu erweichen, mit aller Beredsamkeit meines Schmerzes und meiner Liebe den Zustand der Prinzessinn, die Lebensgefahr, in der sie schwebe und die Verzweiflung, die sie in's Grab stürzen würde, wenn sie eine reine, unschuldige Zuneigung dem Gifte der Verleumdung Preis gegeben sähe. Kalt und übermüthig antwortete sie mir: das alles bewegt mich nicht; sie hat mir Euer Herz geraubt und bis in das Grab hinein werde ich sie hassen und verfolgen. In tiefster Seele empört, zog ich das blutgefärbte Tuch hervor, das ich immer an meinem Herzen trug, und es ihr hinhaltend, rief ich: Seht denn selbst, wie wenig es, um sie zu morden, noch eines neuen Dolches bedarf, da schon täglich mit ihrem Blute ihr Leben entströmt! —

Mein Schmerz und meine hoffnungslose Trost-

losigkeit weckte in der Gräfinn ein Gefühl der Menschlichkeit und sie sagte mir sanfter: Es thut mir um Euretwillen leid, Graf Montbary, aber es ist zu spät, der König weiß schon alles! So war denn die Fürstinn verloren und der Zorn des Königs verfinsterte, wie eine dunkle Gewitterwolke, die letzten Lebenstage des duldenden, leidenden Engels! — Ich warf einen Blick der tiefsten Verachtung auf die Gräfinn. Nun, so ist es Euch denn gelungen, rief ich, Ihr habt uns beyde ermordet, allein so lebenswarm Ihr auch seyn möget, so habt Ihr Euch doch auf eine noch schrecklichere Weise selbst ermordet, um uns zu verderben; denn von nun an seyd Ihr todt für alles, was gut und edel heißt, todt für die Achtung aller Rechtschaffenen, und in Eurem schwarzen, treulosen Herzen wüthet schon moralische Verwesung. Keiner, keiner kann Euch künftig ohne Abscheu anblicken, dessen Seele nicht eben so lasterhaft ist, als die Eurige.

Ich verließ sie und mußte mich nun, nach meiner Kenntniß vom Charakter des Königs, auf jede Strafe gefaßt halten. Wie gern hätte ich aber die härteste ertragen, wenn sie nur mich allein getroffen hätte! — Als mich am andern Morgen mein Dienst in den Pallast rief, las ich schon auf den Gesichtern der Höflinge das vom König noch nicht ausgesprochene Urtheil meiner Ungnade. Alle wichen mir aus, alle zogen sich zurück und ich stand allein an einem Fenster, als sich die Thür öffnete, und der edle, ehrwürdige Freyherr von Franclieu hereintrat, der seines hohen Alters wegen nur noch höchst selten bey Hofe erschien. Er warf einen miß-

billigenden Blick auf die Menge, die sich ehrerbiethig vor ihm neigte, und eilte dann zu mir. Nach einer wahrhaft väterlichen Begrüßung zog er mich in die Vertiefung des Fensters. Der Augenblick ist da, mein Sohn, sagte er mir, deinen Muth und deine Entschlossenheit zu bewähren. Ich weiß alles, deine Gefahr hat mich hergeführt, damit dir wenigstens der Rath und der Trost eines Freundes nicht fehle. Was willst du aber hier? Der Zorn des Königs ist so furchtbar gegen dich entbrannt, daß er dich jetzt nicht sehen darf. Entferne dich und erwarte mich gleich nach der Audienz bey dir.

St. Marsan, der zu uns getreten war, wollte mich begleiten, allein in diesem Augenblick flogen die Thüren auf, und der König trat rasch ein, wie er gewohnt war, es zu thun. Es war jetzt unmöglich, mich unbemerkt zu entfernen; da ich aber in der zweyten Reihe stand, wagte ich es, den König anzusehen. Er sah blaß, bewegt und tiefsinnig aus, als quälle ihn ein peinlicher Gedanke. Jetzt traf mich sein Blick und sichtlich flog eine Aufwallung finstern Zornes über sein Gesicht. Dreymahl ging er den Kreis der Versammlung durch, mit diesem und jenem ein abgerissenes Wort sprechend, und nur bey der Gegend, wo ich stand, eilte er vorüber, als sey sie durch mich verpestet. Sein Zürnen verwundete meine Seele. O wie schrecklich muß das Gefühl seyn, mit dem man strafbar vor den Königsblick des Herrschers tritt, da die Gewißheit, ihm mißfallen zu haben, den Muth und das Herz des Schuldlosen schon so zu beklemmen vermag. Als der König den edlen Feldherrn, den Freyherrn von Franclieu erblickte, ging er freund-

lich auf ihn zu und hieß ihn willkommen. Wie freut es mich, sagte er ihm sehr laut, in Euch das Musterbild edler Rittersitte und gebührender Ehrfurcht für den König und sein Haus zu einer Zeit an meinem Hofe zu erblicken, wo mancher Uebermüthige, den ich aus dem Staube gezogen habe, vergißt, was er beyden schuldig ist. — Diese Worte trafen mich bitter kränkend, aber ich blieb in meiner ehrfurchtsvollen, stillruhigen Fassung, bis der König, der bey meinem Anblick seinem Zorn nicht länger zu gebiethen vermochte, mir mit einem Blick, der durch meine niedergeschlagenen Augen noch stechend in mein Herz fuhr, laut und heftig sagte: Graf von Montbary, Ihr habt Euch nach Dieppe zu verfügen, und dort auf der Festung bis auf weitern Befehl zu bleiben. Mir schnell den Rücken drehend, befahl er dem Freyherrn von Franclieu, in einer Viertelstunde ihm in sein Cabinet zu folgen und entfernte sich.

Mit ruhigem Blick und dem Anstand eines gekränkten, aber keinesweges schuldvollen Mannes, verließ ich, von St. Marsan begleitet, das Schloß, und eilte nach meinem Hause, Anstalten zu meiner Reise zu treffen. Die Ungewißheit über das Schicksal der Fürstinn marterte mich bis zur Verzweiflung. Meine einzige Hoffnung beruhete auf der Fürsprache des edlen Franclieu, allein vergebens wartete ich bis spät in die Nacht hinein auf Nachricht von ihm. Erst am andern Morgen, da ich trostlos zu Pferde steigen wollte, kam er und führte mich ernst schweigend in mein Zimmer zurück. Mein Freund, sagte er mir, du sollst nach Dieppe, ich selbst will dich dorthin begleiten, wenn du mir ver-

sprichst, dein Schicksal muthig zu ertragen. Eine schreckliche Ahnung durchfuhr mich. Ich fühlte, daß er mir ein neues Unglück zu verkünden habe, ein Unglück, das meine Seele zum Tode treffen mußte. Ich kenne dein Herz, fuhr er fort, Glück und eitle Ehre gelten dir nichts; Liebe und Treue alles. Der König ist versöhnt; aber der Himmel hat dich bestimmt, das Glück deiner Jugend mit dem bittersten Schmerze zu erkaufen, den dein Herz zu empfinden vermag; — dir bleibt der Trost der Seelengröße, der Freundschaft und die Gnade deines Königs. — Bleich und sprachlos sank ich, wie von der Hand des Todes berührt, in einen Sessel. Großer Gott, was sollte ich hören! — Franclieu setzte sich neben mich, und meine kalte Hand fassend, fuhr er fort: Als ich gestern in das Cabinet des Königs trat, fand ich ihn ernst und finster, als kämpfe er mit sich, einen großen Schmerz zu verbergen. Er saß an einem Tische und hielt einen Brief in der Hand, in dessen Zügen ich die Handschrift der Fürstinn erkannte.

Ihr kennt seit seiner Kindheit den Grafen Montbary, fing er nach einem langen Schweigen an, was haltet Ihr von ihm? — Sire, ich kenne keinen bessern Mann, und keinen, der Eurer Majestät treuer und ergebner wäre. — Nur daß ihm Frauendienst mehr gilt, als Herrendienst. — Das ist Verleumdung, Sire. — Hat er es doch sogar gewagt, den Blick zu einer Fürstinn meines Hauses zu erheben. — Gewiß, Sire, theilt der Graf die Bewunderung, mit der ganz Frankreich den Reizen und Tugend der Prinzessinn huldigt; aber er würde eher sterben, als je die Gränzen der Ehrfurcht gegen

sie übertreten. — Der König schwieg einen Augenblick, dann hob er an: Wie vieles ist mir jetzt klar! das Schrecken der Fürstinn, als ich sie einst in Dreux überraschte, Montbary's Zustand, als ich ihr ihre Vermählung mit dem Spanischen Infanten vorschlug. — Sire, der Unglückliche riß damahls den Verband von seinen Wunden, um stumm zu sterben. — Meine Nichte versagte mir aber den Gehorsam? — Nein, Sire, das hätte sie nicht gethan, und wenn ihr Gehorsam auch zwey Leben gekostet hätte! — Furchtbare Gewalt der Leidenschaft, rief der König, so stürzest du nicht bloß den Herrscher wie den Unterthan, sondern auch die edelsten, tugendhaftesten Herzen in's Verderben! Aber, fuhr er lebhaft fort, wodurch hat er sich nur diese Gunst der Fürstinn gewonnen? — Vielleicht durch die Gewißheit, Sire, von ihm nur um ihrer selbst willen geliebt zu werden. Stumme Anbethung, Adel des Herzens und der Sitte, Großsinnigkeit des Gemüths, Todesverachtung, Tapferkeit und unerschütterliche Treue gegen seinen König, konnte dem Lebensretter ihres Bruders wohl die Huld und die Neigung der Fürstinn gewinnen, ohne daß man sagen dürfte, sie habe seine Liebe erwiedert! — Seine Liebe nicht erwiedert, sagte der König bewegt, und sie stirbt um ihn! Sie ist hier diese Nacht fast leblos angekommen; ich habe sie nur einen Augenblick gesehen und doch lange genug, mich zu überzeugen, daß sie den Tod im Herzen trägt, und daß der Verrath der Gräfinn vollendet hat, was Gram und Hoffnungslosigkeit begonnen hatte. Geht zu ihr, mein edler Franclieu. Ich weiß, daß sie

Vertrauen zu Euch hat, daß es ihr wohl thun wird, Euch zu sehen. Sagt Ihr, daß ich Ihren Brief erhalten habe und sie bitte, ruhig zu seyn; ich werde gleich selbst zu ihr kommen. Er befahl mir durch die heimliche Treppe zu gehen, die aus seinem Cabinet in das Gemach der Fürstinn führte. Ich fand diese auf ihrem Lager, blaß wie die Königinn der Engel, deren Reinheit in ihrem Herzen, deren Lächeln in ihren Zügen war. Als sie mich erblickte, reichte sie mir ihre todeskalte Hand entgegen und hieß mich mit so leiser Stimme näher treten, daß sie aus dem Himmel zu kommen schien, dem sie angehörte. Wird der König auch gewiß bald kommen? fragte sie mich, als ich ihr meinen Auftrag ausgerichtet hatte, ich fühle, es ist keine Zeit mehr zu verlieren. — Ihre Frauen gaben ihr von Zeit zu Zeit Tropfen, die von Augenblick zu Augenblick ihr Leben hinhielten. — Bald kam auch der König, ganz allein und sehr leise. — Er näherte sich ihr mit nassem Auge und ihre Hand zärtlich drückend, sagte er: Muth gefaßt, mein Kind, dein geheimer Gram tödtet dich; — aber du kannst alles von mir fordern, was du willst, lebe nur. — Mein König, mein König, Verzeihung und Nachsicht, das ist alles! — Alles ist dir gewährt, mein Kind, beruhige dich nur. Fürchte nichts, ich wünsche nichts inniger als dein Glück und deine Genesung. — Mein König, mein Vater, hört mich an; man hat mich unwürdig verleumdet; dem Herzen kann man nicht gebiethen, aber wohl der Gesinnung und der That. Ich bin unschuldig, Sire, gewiß, ich bin es, man lügt nicht im letzten Augenblick seines Lebens, — und darum Sire, straft ihn nicht,

straft ihn nicht, flehte sie und versuchte, sich von ihrem Lager aufzurichten und vor dem König das Knie zu beugen. Der König zog sie sanft nieder und sich zu ihr neigend, ihre Stirn zu küssen, redete er leise. Die Fürstinn drückte seine Hand an ihre Lippen und sprach leise einige Worte; ich hörte den König ihr antworten: Werde nur gesund, ich willige in eine heimliche Heirath und verspreche dir, ihn zum Kronfeldherrn zu ernennen. Unbeschreiblich ist der Blick, mit dem sie hier Hände und Augen gen Himmel erhob. O mein Traum, mein Traum, rief sie entzückt, doch zu spät, zu spät, — das Bild des höchsten Glücks kann nur noch den Tod versüßen, — aber ich sterbe gern. — Reine Liebe ist ein Himmelsgruß, — ist sterbe geliebt, — geliebt von meinem König und Vater, — geliebt von dem Freund meines Herzens, — der Todesschlummer ein Traum der Liebe, und die Seligkeit Erwachen zum Wiedersehen! —

Die Sprache verging ihr. Sie überreichte ihr Testament, und einen Brief dem König, der laut weinend sie in seine Arme schloß, in denen sie ihr Leben sanft in einem Seufzer ausathmete.

## Beschluß.

Der Tod der Fürstinn stürzte den Grafen in eine schwere Krankheit, von der er erst nach Monathen genas, um sein Daseyn in dumpfem Trübsinn zu vertrauern. Ein Jahr verging, ehe er sich mit dem Leben durch stille Ergebung in sein Schicksal zu versöhnen vermochte. Der König hielt sein der sterbenden Fürstinn gegebenes Wort, und Montbary stand bis an's Ende seines Lebens fest und hoch in seinem Vertrauen und seiner Liebe. Er ernannte ihn zum Statthalter der Normandie, da der Glanz des Hofes mit seiner Schwermuth einen zu grellen Gegensatz bildete, als daß ihm der Aufenthalt an demselben nicht peinlich werden mußte. Drey Jahre nach dem Tode der Fürstinn mußte er indessen an einem, von ihr selbst dazu bestimmten Tage nach Montes kommen, um der Eröffnung ihres Testaments beyzuwohnen und den Brief zu empfangen, den sie dem König für ihn übergeben hatte. Bleich und fast bis zur Unkenntlichkeit entstellt, trat der ehemahls so blühend schöne Mann in das Cabinet des Herzogs von Sully, der ihn mit achtungsvoller Herzlichkeit empfing, und ihm den letzten Wunsch der Fürstinn, ihren als Bitte niedergeschriebenen Befehl bekannt machte, sich mit Cäcilie von Autichamp zu verbinden. Der Herzog zog zugleich die Klingel und Cäcilie trat ein, schön wie immer, sanft und würdevoll; aber mit stillem Ernst schlug sie die Hand des Grafen aus, weil ihre Achtung für seinen Schmerz ihr jede Verbindung mit ihm untersage. Der Herzog legte ihnen aber ihre, nach der Testa=

mentsverordnung der Fürstinn ausgefertigte und vom König schon unterschriebene Ehestiftung vor; sie mußten gehorchen, allein beyde hofften kein Glück von dieser Verbindung. Doch ein Herz voll wahrer Liebe gleicht dem Epheu; es bricht oder rankt sich wieder an. Der Trauerflor, den Montbary's Gram über sein Leben gezogen hatte, verblich nach und nach, und der sanfte Trost, den er anfänglich in Cäciliens Theilnahme fand, öffnete seine Seele von neuem allen frommen, still beglückenden Regungen zarter, treuer Neigung. Zehn Jahre nach dem Tode der Fürstinn war er der zärtliche Gemahl einer schönen, anbethungswürdigen Frau, und der Vater einer blühenden, hoffnungsvollen Familie. Sein Leben floß dahin wie ein klarer, von Cypressen und Trauerweiden beschatteter Bach, dessen reine, von keinem Sturm getrübte Silberfläche das Bild des blauen, sonnenhellen Himmels zurückstrahlt.

# Dalinde von Linsingen.

Auf einem reizenden Hügel, nahe bey Kiel, liegt das Schloß des Freyherrn von Linsingen, umgeben von einem Parke, dessen grüne Schatten und klare Wasserspiegel die freundliche Anmuth der Gegend um Vieles erhöhen. Allein die Schöpferinn dieser Anlagen, die Gemahlinn des Freyherrn, war nicht mehr, und einsam, im abgelegensten, dunkelsten Zimmer des Schlosses, saß er mit seinem ältesten Sohn Gottfried, der durch seine Aehnlichkeit mit der verstorbenen Mutter der Liebling des Vaters geworden war, und dessen phlegmatische Schwerfälligkeit ihm um so mehr für Wohlgezogenheit und stille Sittigkeit galt, da er von der Natur mit einem gleichen Temperamente begabt war. So lange die Baroninn lebte, gelang es ihrem Geiste und ihrer Liebe, den Lebensstrom des Freyherrn frisch zu erhalten; allein nach ihrem Tode trat dieser wieder trübe und träge in sein altes Bett zurück und sein Daseyn wurde zu einem Lebensschlendrian, dessen ermattende Einförmigkeit Gottfrieds Geist völlig einschläferte, da er, als Liebling des Vaters, immer um diesen seyn mußte. Desto frischer und fröhlicher wuchs der jüngste Sohn, Emil, heran. Ungehindert durfte dieser Feld und Wald durchstreifen, mit dem Jäger auf die Jagd gehen, sich mit den Knaben des Dorfes wild herum tummeln und allen Unterricht, den der Prediger des Gutes beauftragt war, den beyden Brüdern zu ertheilen, nach Herzenslust versäumen. Als Emil aber vier-

zehn Jahre alt war, fing er an, die Leere seines Kopfes zu empfinden, und in ihm erwachte ein Trieb nach Thätigkeit, der in allen seinen Vergnügungen und Beschäftigungen keine volle Befriedigung fand. Keiner beobachtete, keiner verstand den wilden, aber kräftigen Knaben, als Mayer, ein benachbarter Gutsbesitzer, der den Freyherrn oft besuchte und Emil liebgewonnen hatte. Er nahm sich auch jetzt seiner väterlich an, lehrte ihn, sich selbst verstehen, gab ihm Bücher, ordnete seine Unterrichtstunden, ja er ließ ihn sogar wöchentlich einige Mahle zu sich kommen, um ihn in den neuern Sprachen zu unterrichten, die er sehr fertig sprach, da er früher mehrere Jahre sich in England, Frankreich und Italien aufgehalten hatte. Emil lernte in diesem Verhältnisse gehorsam seyn aus Liebe und sich dadurch Freyheit und sittliche Würde sichern; nur in einem Puncte vermochte Mayer nichts über ihn, und zwar in der Wahl seines künftigen Berufes, denn des Jünglings ganzer Sinn war auf Waffenglanz und Kriegerruhm gerichtet. Dem alten Freyherrn war Emils Wunsch, Soldat zu werden, sehr willkommen. Er brachte ihn nach Kassel, wo er leicht für ihn eine Anstellung in der Garde als Lieutenant erhielt, da Emil ein blühend schöner Jüngling, von alter Familie war und man seinen Vater als einen reichen Mann kannte.

Ohne Erfahrung, ohne Menschenkenntniß und Rathgeber, aller Macht lockender Versuchung Preis gegeben, sah sich Emil hier bald von einem Strudel ergriffen, in dem er Gesundheit, Vermögen, Herzens- und Sittenreinheit einzubüßen wagte. Noch hatte ihn der abschüssige Pfad nur von Zeit- und Geldverschwendung zum Spiel und zum Ge-

fallen an fröhlichen Trinkgelagen geführt, als ihn die Nachricht von dem Tode seines Vaters aus einem Taumel weckte, der seine Grundsätze sinnverwirrend und herzverderbend immer düsterer zu umnebeln begann. Er bath um Urlaub, und eilte Tag und Nacht in das Vaterhaus zurück, wo er auch noch früh genug ankam, um die kalte Hand der zur Parade ausgestellten Leiche noch einmahl an Herz und Lippe zu drücken, ehe sie in die Gruft versenkt wurde.

Das Testament des alten Freyherrn sprach dem ältesten Sohne den Besitz des väterlichen Gutes zu, und verpflichtete diesen nur, seinem Bruder ein Capital von 5000 Thaler und einen lebenslänglichen Jahrgehalt von 200 Thaler zu zahlen. Emil ehrte das Andenken seines Vaters zu kindlich, um mit seinem Schatten über die ungerechte Vertheilung seines Vermögens zu rechten, obgleich die ihm ausgesetzte Summe kaum, wie er wußte, zur Bezahlung seiner Schulden hinreichte, und sein stolzer Geist ihm nicht erlaubte, für sein künftiges Fortkommen die Freygebigkeit seines Bruders in Anspruch zu nehmen. Dieser erklärte ihm wenig Wochen nach dem Tode seines Vaters, daß er gesonnen sey, sich mit seiner Haushälterinn, einem rothwangigen, gutmüthigen, übrigens aber ganz unbedeuteten Mädchen zu verheirathen, und die Unziemlichkeit dieser Verbindung ward für Emil Veranlassung, das väterliche Haus noch vor Ablauf seines Urlaubes und vor Vollziehung derselben zu verlassen. Der einzige Freund, den er auf der Welt hatte, Mayer, war zum Besuch seiner Anverwandten nach Mecklenburg gereiset. Er schrieb ihm, und gestand ihm offenherzig seine Verirrungen und seine

Reue. Mayer antwortete dem Jünglinge liebevoll und väterlich und bath ihn, zu ihm nach Mecklenburg zu kommen, um dort in dem Hause seines Schwagers, bey dem er zum Besuch war, und der ihm den Auftrag gegeben hatte, Emil einzuladen, einige Wochen zuzubringen. Mit ungebeugtem Jugendmuthe richtete sich Emil an der Liebe seines edlen Freundes zu festen Entschlüssen und würdigen Vorsätzen auf; er sandte Anweisungen auf sein Erbtheil zur Bezahlung aller seiner Schulden nach Kassel und eilte dann nach Gülzow, dem von Mayers Schwager bewohnten Gute. Hier wurde er mit der herzlichsten Gastfreundlichkeit aufgenommen, und schnell erlosch in seiner Seele das Andenken an alle die bunten, lärmenden Vergnügungen, die er in Kassel unter seinen Cameraden und in den Zirkeln der vornehmen Welt hatte kennen lernen, vor dem Zauber der Familienliebe und der Häuslichkeit, der hier eine, bisher von Emil nicht gekannte Macht über ihn übte. Der einzige Sohn des Hauses war kürzlich nach Indien gegangen, wohin ihn eine, seit seinen Knabenjahren ihn beherrschende Reisesehnsucht zog, und die älteste Tochter an einen reichen, adeligen Gutsbesitzer, den Domainenrath v. Grell, verheirathet. Eine desto blühendere Zierde des älterlichen Hauses war die jüngste Tochter dieser Familie, Emilie, die in Emils Augen alles in sich vereinigte, was seiner Phantasie von Frauenanmuth und Frauenreize vorgeschwebt hatte; der Umgang mit ihr schloß ihm eine neue Welt tiefer Empfindungen, süßer Ahnungen und zagender Wünsche auf; mit der ungetheilten Macht der ersten, unentweihten Jugendliebe wandten sich ihr alle Regungen seines Herzens zu, und auch Emilie fühlte

die Gewalt des Zaubers, der über Beyder Herz und Leben entschied. Ihre Familie war sehr gegen die Verbindung mit einem armen Officier, allein Mayer trat als der Schutzengel ihres Glückes vermittelnd zwischen die Aeltern und die Liebenden, und sein Anerbiethen, dem jungen Paare jährlich eine Zulage geben zu wollen, die ihnen, wenn auch nur ein einfaches, doch sorgenfreyes Auskommen sicherte, räumte vollends alle Schwierigkeiten aus dem Wege, und die blühende, geist- und seelenvolle achtzehnjährige Emilie wurde die Gattinn des glücklichen drey und zwanzigjährigen Emil. Er führte sie bald nach ihrer Vermählung nach Kassel, wo sie in seiner Liebe vollen Ersatz für die Trennung von ihrer Familie und auch dann noch Trost fand, als ihr der Tod in dem Zeitraume weniger Jahre ihre Aeltern, ihren Onkel Mayer und auch ihren Erstgebornen raubte. Emils Betragen war in jeder Hinsicht musterhaft; die Liebe hatte den hoffnungsvollen Jüngling zum wackern, zuverlässigen Manne gebildet und gereift. Unaussprechlich glücklich als Gatte, war er auch als Officier von dem ganzen Regimente geliebt und geachtet, und vom Glück begünstigt, schon Hauptmann, als der Befehl kam, das Regiment solle, im Englischen Sold, nach Amerika gehen. Vergebens bath Emil, der für seine Gattinn die Gefahr der Reise um so mehr fürchtete, da ihnen seit einigen Monathen die Hoffnung neuer Aelternfreuden lächelte, sie, im Vaterlande zurück zu bleiben und die Zeit ihrer Trennung in Mecklenburg bey ihrer Familie zuzubringen; nichts konnte sie bewegen, den Mann zu verlassen, der ihr Alles, ihr einziges und höchstes Lebensglück war, und muthvoll schiffte sie sich mit dem

Geliebten ein. Die Beschwerden der Seereise, die rauhe Jahreszeit, deren Strenge sie in dem fremden Himmelstriche doppelt empfand, und dann nach der Landung die unaussprechliche Seelenangst, mit der sie während des Feldzugs für Emils Leben bangte, griffen ihre Gesundheit so an, daß sie dem Gedanken nicht entfliehen konnte, sie werde dem Kinde, das sie unter ihrem Herzen trage, das Leben mit dem eigenen Tode erkaufen müssen. Doch statt Zerstörung ihres Glückes, ward ihr Vollendung desselben. Unaussprechlich war ihre und ihres Gatten Seligkeit, als eine Tochter, das Ebenbild der Mutter, an ihrem Herzen ruhte, und Mutter und Kind beyde gleich wohl waren. Doch, ach! sind es nicht fast immer die Minuten der reinsten, wie Himmelsbothen in das arme Erdenleben herab grüßenden Freudenblicke, die das Schicksal wählt, die verletzendsten Schmerzenspfeile auf das im Glück so offene Herz abzudrücken? Emil mußte nach kurzer Winterrast Gattinn und Kind verlassen, um in's Feld zu ziehen. Dunkle Ahnungen verschatteten die Trennung der beyden Glücklichen dies Mahl mit banger Trauer; Emil war ein zu tapferer Mann, um den Pfad des Ruhmes durch Schlachten und Gefahr hin zu scheuen; allein die wackere Kampfeslust des Kriegers ward in der Scheidestunde von der Liebe besiegt, und mit einer Thräne im Auge, die den Menschen ehrte, ohne den Krieger zu entadeln, drückte er den Abschiedskuß auf die Lippen seiner Gattinn, und sein süßes Kind, dessen erstes Lächeln diese dunkle Stunde mildernd erhellte, an sein Herz. Bald kam die Nachricht eines siegreichen Gefechtes, doch Emil war gefallen. — Mit einer, vom ganzen Heer gefeyerten Unerschro-

ckenheit hatte er die weichenden Truppen wieder gesammelt, sich auf den Feind geworfen und den Sieg, den dieser schon erkämpft zu haben glaubte, in eine Niederlage verwandelt. Sein letzter Blick fiel auf fliehende Feinde, der letzte Erdenlaut, den er hörte, war der Siegesdonner der Seinigen. —

Tage verstrichen, ehe Emilie aus der dumpfen Bewußtlosigkeit erwachte, in die die Natur, mütterlich schonend, sie bey der ersten Nachricht von ihrem Verlust, eingehüllt hatte, Wochen, ehe der stumme, hoffnungslose Gram ihres gebrochenen Herzens sich in Thränen auflöste und sie sich zum Anerkennen der Pflicht, ihr Leben für ihr Kind schonen und erhalten zu müssen, ermuthigen konnte. Ein würdiger Geistlicher, ein Verkündiger des Wortes alles Erbarmens, alles Trostes, stand ihr treu zur Seite, und ihr Herz war zu fromm, als daß sie unempfindlich gegen die Theilnahme zu bleiben vermochte, die man ihr allgemein bewies. Der Feldherr, der sie und ihren Gatten stets durch Beweise seiner Hochachtung ausgezeichnet hatte, sorgte auch jetzt für eine bequeme Gelegenheit, mit der Emilie nach Deutschland zurückgehen konnte, und gern verließ sie einen Aufenthalt, der ihr die schmerzlichsten Erinnerungen immer neu vergegenwärtigte. Das Schiff, in dem sie nach Europa zurückging, war nach Copenhagen bestimmt, und dies bestimmte ihren Entschluß, Holstein, das Land, wo ihr Emil geboren war, das er so innig liebte, dessen freundliche, idyllische Naturschönheiten er ihr so oft mit Entzücken gepriesen hatte, zu ihrem Aufenthalt zu wählen. Sie schrieb an ihren Schwager, den Baron Gottfried Linsingen, sobald sie in Kiel angekommen war, und dieser kam selbst, um die nie

gesehene Wittwe seines Bruders mit gutmüthiger Freundlichkeit einzuladen, einige Wochen auf seinem Gute zuzubringen, sich von der Seereise zu erhohlen und mit gehöriger Sorgsamkeit einen Wohnort unter den Holsteinischen kleinen Städten zu wählen. Er war jetzt Wittwer; das als Haushälterinn so willige und gehorsame Mädchen, dem er seine Hand gegeben hatte, war eine höchst herrschsüchtige, launische, unangenehme Frau geworden, und er fühlte sich nun beglückt durch die Freyheit, die ihr Tod ihm zurückgegeben hatte. Ein einziger Sohn, gutmüthig und einfältig, wie der Vater, roh und ungeschliffen, wie seine selige Frau Mama, war die Frucht dieser Ehe. Emilie nahm die Einladung ihres Schwagers an, da sie sich des Genusses der Landluft und der Ruhe bedürftig fühlte, und Wunsch und Pflicht sie nöthigte, für ihre Gesundheit zu sorgen, um ihrer kleinen Dalinde die Mutter zu erhalten.

Gegen den Winter zog Emilie nach Pretz. Hier in diesem kleinen Städtchen, unter den Augen einer edlen, zärtlichen Mutter, in der Umgebung einer romantisch lieblichen Natur, in stiller, durch den Umgang einiger gewählten Freunde verschönerter Häuslichkeit, erblühete Dalinde zur reizenden Jungfrau. Ohne alle Hülfe der Kunst ringelte sich ihr blondes Haar in reiche Locken; tiefblaue Augen, von langen, schwarzen Wimpern beschattet, waren der Spiegel ihrer reinen Seele, während das süße Lächeln, das um ihren Mund schwebte, die Liebe und die Milde ihres Herzens, die ausdrucksvolle Beweglichkeit ihrer Züge, die Lebendigkeit ihres hellen Geistes verrieth. Es fehlte ihr nicht an Gespielinnen, doch nur mit einer derselben verband

sie jener tief geheimnißvolle Zauber, der Herz mit Herz, Geist mit Geist zum unauflöslichen Liebesbund verschwistert. Caroline von Eben war die Tochter eines Oesterreichischen Generals, der früh seine Gattinn verloren und die Erziehung seines einzigen Kindes keinem edlern Wesen anzuvertrauen wußte, als seiner, in dem adeligen Fräuleinkloster zu Pretz lebenden Schwester. Caroline fand in dieser eine Mutter, in Dalinde eine Schwester, allein in ihrem fünfzehnten Jahre raubte ihr der Tod diese Tante, und ihr Vater kam nun, sie nach Wien abzuhohlen, wo er lebte und wo sein Reichthum Carolinen alle Annehmlichkeiten eines glänzend geselligen, jugendlich sorgenlosen Daseyns sicherte.

Die Trennung der Freundinnen war für Caroline und Dalinde gleich schmerzlich. Mit jugendlicher Schwärmerey sicherten sich beyde durch ein feyerliches Gelübde unwandelbare Liebe und ewige Treue zu. Armes Menschenherz, das das Freyeste und Höchste durch ausgesprochene Worte, wie Meereswellen durch Zauberspruch, fest bannen zu können wähnt, und es dann mit zu tiefem Schmerz und zu spät für seinen Frieden erkennen lernen muß, daß die geistigen Elemente des Menschendaseyns, wie die Elemente der Körperwelt, aller Beschränkung spottend trotzen und in ihren gewaltigen Ausbrüchen alle Menschenmacht als Ohnmacht offenbaren!

Ein ausführlicher Briefwechsel erhielt indessen beyden Freundinnen eine Gemeinschaft des Daseyns, die ihre Liebe lebendig erhielt. Dalindens Leben blieb sanft und ungetrübt im einförmigen Wechsel von Fleiß und Erhohlung, und Carolinens Briefe schilderten ihr in all' dem Glanze jugendlicher Le-

bensfrische den Kreis von Festen und Ergetzlichkeiten, der ihr Leben einschloß, ohne die Sehnsucht nach ähnlichen Freuden in ihr zu wecken. In diesem Zeitpuncte ward Emilie durch einen Besuch ihres Schwestersohnes, des Herrn v. Grell, überrascht. Seit so vielen Jahren hatte sie die Heimath verlassen, die ihr den schönsten Schatz des Menschenherzens, die Erinnerung an eine schuldlose, frohe Kindheit bewahrte; der junge Mann rief durch seine Erzählungen, durch die Grüße, die er ihr brachte, alle diese schönen Jugendbilder in ihr wach, und ihre Freude über seinen Besuch war so rührend, so liebevoll, daß der Vetter dadurch allein schon Dalindens Wohlwollen gewonnen haben würde. Allein der junge Mann war auch noch geistreich, unterhaltend und talentvoll; Dalinde erkannte alle seine Vorzüge mit schwesterlichem Wohlwollen und freundlicher, aber durchaus unbefangener Zuneigung. Einen desto tiefern Eindruck machten ihre Reize auf den jungen Mann; er fühlte, wie glücklich ihn ihr Besitz als Gattinn machen werde, allein er kannte seine Aeltern, für die es nur Einen Maßstab zur Würdigung aller Verdienste gab: Geld, und nur Geld. Besonnen genug, um seine Neigung für Dalinde zu bekämpfen, ehe sie Leidenschaft wurde, war er doch in den Briefen an seine Aeltern ein so warmer Lobredner ihrer Liebenswürdigkeit, daß diese, dadurch beunruhigt, ihm einen Auftrag gaben, der seine Abreise von Pretz beschleunigte. Er gehorchte, und bald verblich in seiner, für neue Eindrücke sehr empfänglichen Phantasie das Bild seines holden Mühmchens, doch blieb seine Gegenwart in Pretz nicht ohne Einfluß auf ihr Schicksal; denn das Gerede, zu dem in einem

so kleinen Städtchen die Anwesenheit eines jungen Mannes, und seine sichtliche Beflissenheit, Dalindens Gunst zu erwerben, Anlaß gab, brachte den alten Baron Linsingen auf den Gedanken, daß Dalinde eine recht gute Frau für sein Söhnchen seyn würde. Er schätzte Emilie, er liebte Dalinde vielleicht nur aus Gewohnheit, da sie fast die einzigen weiblichen Wesen waren, die ihn zuweilen besuchten, und die Verträglichkeit, die immer zwischen Dalinde und dem jungen Linsingen geherrscht hatte, weil sich dieser letztere sehr wohl befand, wenn sie ihm die Muhe abnahm, ein Spiel zu ersinnen, oder einen Entschluß zu fassen, galt ihm für Beweis ihrer gegenseitigen Neigung. Des Schwagers Werbung um Dalinde überraschte Emilien, allein sie glaubte, sie beachten zu müssen. Ein inneres, untrügliches Gefühl des leisen Verschwindens ihrer Lebenskraft hatte sie seit einem Jahre auf die Trennung von dem geliebten Kinde vorbereitet, und herzzerreißend war ihre Sorge für Dalindens Zukunft, da sie das siebenzehnjährige Mädchen ohne Vermögen, ohne Schutz, ohne irgend eine Aussicht auf Versorgung zurücklassen mußte. Freylich entsprach der junge Linsingen in keiner Art den Forderungen, die sie an den Charakter, den Geist und das Herz des künftigen Gatten ihrer Tochter bey einer größeren Freyheit der Wahl gemacht haben würde, allein er war gutmüthig und wohlhabend, Dalindens Herz frey — sie glaubte sich wenigstens verpflichtet, diese auf die Möglichkeit ihrer baldigen Trennung und auf den strengen Ernst, mit dem das Schicksal das Leben eines armen Mädchens gebunden hält, aufmerksam zu ma-

chen. Der weiche liebevolle Ton, mit dem sie Dalinden eine wichtige Unterredung ankündigte, hatte diese gerührt; doch mußte sie, trotz der Thränen in ihren Augen, lachen, als sie erfuhr, der Oheim wolle sie mit seinem flachshaarigen, bengelhaften, höchst unwissenden Sohne verheirathen. Ich bitte dich, liebste Dalinde, nahm ihre Mutter wieder das Wort, überlege dir die Sache ernst; sie ist zu wichtig, um gleich im ersten Augenblicke so verwerfend entschieden zu werden. Denke an das Los, das dir bevorsteht, wenn du nach meinem Tode von der Gnade deiner Verwandten leben sollst. Auf die Unterstützung deines Onkels darfst du nicht hoffen, sobald du ihn in seinem Herzblatte, dem Sohne, durch eine abschlägige Antwort kränkest. Meine Schwester hat mir zwar früher oft in ihren Briefen gelobt, nach meinem Tode Mutterstelle bey dir vertreten zu wollen; so wie aber jetzt der Augenblick zur Erfüllung ihres Versprechens näher zu kommen scheint, wird der Ton ihrer Briefe lauer, und ihre Anerbiethungen und Verheißungen zweydeutiger. Wirst du die Kälte deiner Verwandten, wirst du ihre Herzlosigkeit ertragen können, mein Kind? Und sichert dich irgend etwas von der Nothwendigkeit, nach meinem Tode in einem fremden Hause das Brot verdienen zu müssen, das deine Verwandten dir vielleicht zu reichen verweigern werden? — Heißweinend warf sich hier Dalinde in ihre Arme, doch war es nicht der Gedanke an ihre Zukunft, der sie so unaussprechlich betrübte, sondern einzig das herzzerreißende Vorgefühl der Trennung von der geliebten Mutter. Sobald Beyde sich wieder zu ruhiger Fassung gesammelt hatten, erklärte Dalinde, sie sey fest überzeugt, daß Got-

tes Vaterliebe ihr in der Zukunft nicht die Mittel versagen werde, ihr Daseyn für Andere so nützlich zu machen, daß das Gefühl dieser Thätigkeit sie auch in der abhängigsten Lage schützen werde, ihren Geist durch diese niedergedrückt und ihre Seele durch sie entadelt zu fühlen. Dagegen erscheine es ihr als unausweichlicher geistiger Selbstmord, sich mit einem Manne zu verbinden, den sie so wenig lieben, als achten könne, und an dessen Hand sie sich ein tadelfreyes Daseyn nur durch die gewaltsamste Bekämpfung aller zarten Weiblichkeit, die sich ja auf das Bedürfniß einer Stütze gründe, erhalten könne. Gott ist ja stets, schloß sie, ein so gütiger, liebevoller Vater gegen mich gewesen; vielleicht prüft er mich in der Zukunft, doch verlassen wird er mich gewiß nicht, wenn ich fromm und gut bleibe, und der Segen meiner frommen Herzensmutter mich durch's Leben begleitet. — Emilie ehrte diese Sinnesweise ihrer Tochter; sie schrieb noch an demselben Tage an ihren Schwager und kleidete Dalindens Nein so freundlich und schonend ein, als sich ein solches Wörtchen nur immer einkleiden läßt; allein der alte Herr wurde nichts desto weniger empfindlich, und maulte so ernstlich mit Mutter und Tochter, daß selbst die Nachricht, seine Schwägerinn sey bettlägerig krank, ihn nicht dahin brachte, sie zu besuchen.

Emiliens Todesahnung hatte sie nicht getäuscht; eine schnelle Verzehrung führte sie mit raschen Schritten dem Grabe zu. Dalindens erste Prüfung war eine herbe, ach! die schmerzenreichste, die es für ein weibliches, liebendes Herz hienieden gibt. Mag gleich der Sohn die Mutter noch so zärtlich lieben, sein Daseyn gewinnt doch gleich beym ersten Ein=

tritt in die Welt eine eigene Wurzel, aber das Daseyn einer noch im Aelternhause lebenden Tochter ist mit dem Daseyn ihrer Mutter nur ein Daseyn. Ein ruhig, frohes Jugendleben, wie Dalinde es bis jetzt gelebt hatte, biethet keine Gelegenheit, die Kraft der Seele zu entfalten; allein jetzt, am Krankenbette der Mutter, zersprengte der Schmerz die Hülle, in der Dalindens Tugenden, wie Blumen in der Knospe, geruht hatten, und sie entwickelte, bey einer seltenen Innigkeit der Liebe und einer noch seltenern Tiefe des Gefühls, eine hohe Kraft des stillen Duldens und der frommen, klaglosen Ergebung in die Fügungen der Vorsehung. Emilie starb in den Armen ihrer Tochter; — ihr letzter Lebenshauch war Segen und Gebeth für sie.

Jetzt erst erschien der Onkel, um für die Beerdigung seiner Schwägerinn zu sorgen und Dalinden sein Haus zum künftigen Aufenthalt anzubiethen; allein sie glaubte das Anerbiethen des würdigen Predigers vorziehen zu müssen, der in seiner Wohnung für sie ein Stübchen hatte bereiten lassen. Gleich nach dem Tode ihrer Mutter hatte sie an ihre Tante Grell geschrieben, und die Antwort derselben wollte sie abwarten, ehe sie einen Plan für ihr künftiges Leben entwarf. Frau von Grell zögerte mit ihrer Antwort; dafür aber erhielt Dalinde einen Brief von Carolinen, mit einer Einlage des Generals, worin Beyde sie auf das Herzlichste und Dringendste einluden, nach Wien zu kommen und dort als Carolinens Schwester bey ihnen zu leben. Dalinde fühlte tief den Werth dieses Anerbiethens, allein sie hatte am Sterbebette der geliebten Mutter eine zu ernste Würdigung des Lebens gewonnen, um sich jetzt nicht die Frage vorzulegen, ob

die Theilnahme an allen Freuden und Vorzügen von Carolinens Lage sie nicht verleiten werde, die Ansprüche, zu denen diese berechtigt sey, gleichfalls zu theilen und sich dadurch vielleicht bey einem Wechsel des Schicksals die Kraft zu rauben, in deren Besitze sie sich jetzt fühlte und die sie, durch ihren tiefen Schmerz von allen eitlen Rücksichten geläutert, mit dem Gedanken versöhnt hatte, dienen und von Andern abhängig seyn zu müssen. Schon jetzt, in einem Zirkel von Menschen lebend, auf deren Wohlwollen ihr die vieljährigen Bande eines freundschaftlich geselligen Umgangs Rechte gaben, empfand sie doch schon den Wechsel ihrer Lage, da fast alle ihr, statt wahrer Theilnahme, ein Mitleiden zeigten, das nur demüthigen, nicht trösten konnte. Jetzt erhielt sie auch von ihrer Tante Antwort. Sie schrieb der verwaiseten Nichte, daß sie ihr, der Mutter gegebenes Wort, sie zu sich nehmen zu wollen, nicht erfüllen könne, weil ihr Sohn eine Neigung für sie gefaßt habe, die bey ihrem Anblicke leicht wieder erwachen könne und die zu nichts Gutem führen würde, da er schon mit einem andern, sehr reichen Mädchen verlobt sey; dagegen ermahnte sie Dalinde, alles aufzubiethen, um den Vetter Linsingen zur Erneuerung seines Antrages zu bewegen; es sey ihr unbegreiflich, wie ihre selige Schwester, die doch sonst eine ganz vernünftige Frau gewesen sey, nicht mit beyden Händen zugegriffen habe, um eine so reiche und schöne Versorgung für Dalinde fest zu halten. Sollte sich diese Thorheit nicht wieder gut machen lassen, so rathe sie Dalinden, sich in Holstein, wo sie doch nun einmahl bekannt sey, nach einer Stelle als Gesellschafterinn umzusehen, weil es, so lange man jung und ge-

sund sey, nicht ziemlich sey, von der Unterstützung seiner Verwandten allein leben zu wollen. — Die bittere Empfindung, die dieser lieblose Brief in Dalindens Seele goß, und der Rath ihres väterlichen Freundes, des würdigen Pfarrherrn, entschieden ihr Schicksal; sie nahm Carolinens Anerbiethen an, und der General sandte seinen alten zuverlässigen Kammerdiener, sie auf der Reise nach Wien zu begleiten.

Es war eine ernste, eine schwere Stunde, in der Dalinde von dem Grabe ihrer Mutter schied, und dem Schatten der Verstorbenen das Gelübde, reines Herzens, fromm und wahr bleiben zu wollen, erneuerte. Heiß weinend riß sie sich aus den Armen ihrer Gespielinnen, aus dem Kreise, der bis jetzt ihre Welt gewesen war, los, um den Schauplatz ihrer unschuldsfrohen Jugend wahrscheinlich auf immer zu verlassen. Allein die Reise, die Neuheit der Gegenstände, die blühend schönen Länder, durch die sie ihr Weg führte, und die Zaubergewalt der Frühlingsnatur übten eine still erheiternde Macht über sie aus, und die Liebe, mit der sie von Carolinen, das väterliche Wohlwollen, mit dem sie von dem alten General empfangen wurde, hellte vollends frisch und fröhlich alle Lebenshoffnungen des jugendlichen Gemüthes auf.

Dalindens Schönheit, ihre Anmuth und einfache Bescheidenheit, erwarben ihr in dem neuen Lebenskreise, in den sie eintrat, Liebe und Beyfall. Das Verhältniß zwischen Caroline und ihr erhielt sich ungetrübt in geschwisterlicher Gleichheit und im Reize unbedingten Vertrauens. Caroline war die schöne und einzige Tochter eines sehr reichen Vaters, und als solche von einer Schar von Anbethern und Bewerbern umgeben. Ihr Vater

wünschte sie verheirathet zu sehen, allein sie trieb mit allen ihren Liebhabern harmlosen, heitern Mädchenscherz, bis sie auf einem Feste, das der Russische Gesandte gab, den Graf Freese, einen Kurländer, sah.

Freese war ein schöner Mann, weltgewandt und weltverdorben, aus einer angesehenen Familie, allein ohne Vermögen. Dalinde machte einen höchst lebendigen Eindruck auf ihn; er tanzte, er sprach vorzugsweise mit ihr und ließ sich in der Absicht, in dem Hause, wo sie lebte, Zutritt zu gewinnen, dem General und Carolinen vorstellen. Er fand bey beyden eine verbindliche Aufnahme und ward bald ein gern gesehener, täglicher Gast im Ebenschen Hause. Dem sieggewohnten Weiberkenner entging die Neigung nicht, die still, aber mächtig in Carolinens Herzen von Tag zu Tag heller für ihn erglühete; in seinem Gemüth und in seinen Grundsätzen war nichts, was einen Kampf zwischen seiner Leidenschaft für Dalinde und seinem Eigennutze hätte veranlassen können. Reichthum und sinnlicher Lebensgenuß waren die Idole seines Lebenszweckes, und Carolinens Besitz sicherte ihm diese. Fein und allmählig zog er sich von Dalinden zurück, um ihrer Freundinn zu huldigen, und das Entzücken, mit dem Caroline sich unbedingt der seligen Täuschung hingab, von ihm geliebt zu seyn, führte ihn schnell zum Ziel. Sie ward seine Braut, eine heißliebende und sehr glückliche Braut. Dalinde nahm mit ganzer Seele Theil an ihrem Glücke, und Freese war ihr jetzt, als der Verlobte ihrer Freundinn, zehn Mahl theurer, als er ihr sonst je in irgend einer persönlichen Beziehung auf sie hätte werden können. Der alte General war ganz Wonne

und Glück, daß seine Caroline, die so viele Bewerbungen achtungswerther Männer zurückgewiesen, nun endlich gewählt hatte, und versicherte allen Menschen, die er sprach, daß er nie einen ihm liebern Schwiegersohn hätte erhalten können. Des Grafen Betragen gegen seine Braut war voll feiner Schmeicheley und Achtsamkeit, allein für den abgeglätteten Weltmann war doch die Aufgabe zu schwer, täglich, ja fast stündlich, ein Mädchen vor sich zu sehen, die alle Macht der Leidenschaft in ihm entflammt hatte, und diese Gluth vor dem Auge der spähenden Liebe so zu verhüllen, daß kein Argwohn in ihr erwache. Dalinde selbst blieb unbefangen und ihr reines Herz ohne Argwohn, daß der Verlobte der Freundinn ihres Herzens für sie von strafbarer Leidenschaft entflammt sey, allein Carolinens Laune wurde nach einigen Wochen ungetrübten Glückes ungleich. Dalinde fand sie einigemahl mit roth geweinten Augen, und so sorgsam sie auch in ihres Vaters und in des Grafen Gegenwart ihre ehemahlige Heiterkeit zu behaupten suchte, so konnte es dieser doch nicht entgehen, daß ihr Frohsinn nur erzwungen war, und daß sie alles Alleinseyn mit ihr zu vermeiden begann. Vergeblich drang Dalinde in sie, sich ihr zu entdecken, vergeblich flehte sie mit Thränen der innigsten Theilnahme um ihr Vertrauen; — sie entfloh dann schweigend Dalindens Bitten und schloß sich stundenlang in ihrem Zimmer ein.

In diesem Zeitpuncte starb ein Verwandter des Grafen, dessen Jugend und Gesundheit diesem nie die Hoffnung verheißen hatte, sein Erbe werden zu können, und die Verlassenschaft desselben machte ihn jetzt unerwartet so reich, daß das Band, mit dem der Eigennutz ihn an Carolinen gebunden hat-

te, sehr dadurch gelockert wurde. Er hörte auf, seine Blicke zu bewachen, und auf einem Ball, wo er mit beyden Freundinnen erschien, zeichnete er Dalinde eben so sichtlich aus, als er Caroline vernachlässigte, die er, nachdem er den ersten Tanz pflichtmäßig mit ihr getanzt hatte, sich selbst überließ, nur Sinn und Auge an Dalindens Schönheit zu weiden, deren Grazie und Tanzfertigkeit sie zur Königinn des Balles machte. Ein giftiger Schmerz legte seine Nattern an Carolinens Herz, — ihre blinde Leidenschaft für Freese verleitete sie, ihn auf Kosten Dalindens zu rechtfertigen, und mit einer Empfindung, deren scharfe, schneidende Kälte sie selbst Haß der ehemahls so geliebten Freundinn nennen mußte, schützte sie ein Uebelbefinden vor und forderte ihren Wagen. Aengstlich um sie besorgt, folgte ihr Dalinde, als sie nach Hause kamen, auf ihr Zimmer, doch mit beleidigender Härte wies Caroline jede ihrer Dienstleistungen zurück, und als Dalinde ihr mit der innigsten Zärtlichkeit um den Hals fiel und sie mit den süßesten Worten beschwor, ihr Herz zu öffnen, da geboth sie ihr im Ton einer Gebietherinn, sie zu verlassen und nicht wieder ungerufen bey ihr zu erscheinen. —

In Dalindens Herzen wallte bey diesem Tone, bey diesen Worten ein Gefühl auf, das sie früher nie gekannt hatte; es war nicht allein die Kränkung der verschmäheten, zurückgewiesenen Liebe, sondern auch eine Regung des empörten Stolzes, vermischt mit dem Schrecken über eine eben so unerwartete, als unverdiente Härte. Sie kämpfte schnell diese Aufwallung nieder, denn lebhaft trat es vor ihre Seele, was Caroline ihr bis zu dieser finstern Stunde gewesen sey, und welche unbegränzte Dank-

barkeit sie ihr schuldig war; aber sie vermochte nichts zur Besänftigung Carolinens zu sagen. Betrübt wünschte sie ihr eine gute Nacht und verließ sie; doch der Schlaf floh Beyder Lager, und schwer würde es zu entscheiden seyn, welche von Beyden die Unglücklichste im Laufe dieser schlaflosen Nacht war. Dalinde vermochte sich Carolinens Betragen nicht zu erklären, nicht zu ersinnen, wodurch sie dieselbe erzürnt haben könne, da ihr Bewußtseyn rein, wie der Friede ihrer Seele, war. Sie beschloß, Carolinens Laune — denn dafür mußte sie ihre Verstimmung halten — mit unüberwindlicher Geduld und Liebe zu ertragen, und so in sanfter Ergebung den Zeitpunct abzuwarten, wo sich ihr das Herz und das Vertrauen der Freundinn wieder zuwenden werde.

Doch nur zu bald sollte Dalinde die Erfahrung machen, daß ihr das herbe Los gefallen sey, unverschuldet die Schuld tragen zu müssen, daß das Glück der Freundinn ein Raub des Wankelmuthes und des sittlichen Unwerthes zu werden drohe. Als sie am Morgen des nächsten Tages im Frühstückzimmer war, trat der Graf ein, und da er sie allein sah, zog er einen Brief hervor, den er sie mit bewegter Stimme anzunehmen bath. Ehe sie ihm zu antworten vermochte, war er verschwunden; sie glaubte, der Inhalt desselben werde einen Bezug auf Carolinen haben; allein zu ihrem Schrecken fand sie folgende Zeilen:

»Zagend und in dem vernichtenden Gefühl gegen die Macht der Liebe gefrevelt zu haben, nahe ich mich Ihnen, gnädiges Fräulein, deren Achtung mir theurer ist, als das Leben, und deren Tadel ich wie das härteste Unglück fürchte. Aber ich ver-

mag diesen schmerzlichen Kampf meines Herzens nicht länger zu verbergen, und wie vor einer, mir sichtbar gewordenen Gottheit erscheine ich vor Ihnen, mein Schicksal Ihrem Ausspruch zu unterwerfen. Wo soll ich aber Worte finden, Ihnen die Schmach zu bekennen, daß ich nicht allein eine Liebe, die ich als einen Schutzgeist meines Glückes hätte verehren sollen, als eine leichte Verirrung meines Herzens bekämpfen zu können geglaubt habe, sondern in dieser unseligen Verblendung so weit gegangen bin, um die Hand eines Mädchens zu werben, dessen Verdienste ich keinesweges verkenne, dessen Reize aber nie Eindruck auf mein Herz gemacht haben.«

»Ich liebe Sie, Sie allein, holdselige Dalinde, von dem Augenblicke an, wo ich Sie zuerst erblickte; allein, ein Sclave der Welt, und der in ihr geltenden Ansichten, sah ich in der Ehe nur eine Fessel, die wenigstens vergoldet werden mußte, wenn sie mir erträglich scheinen sollte. Fräulein von Eben war die Erbinn eines großen Vermögens, viele Männer hatten um ihre Hand geworben, keiner ihr Herz zu rühren vermocht; mir kam ihr Herz entgegen, meine Eitelkeit gefiel sich in dem Eindrucke, den ich auf sie machte; wir wurden verlobt. Aber nun sah ich Sie täglich in all' der Traulichkeit eines häuslichen Verhältnisses, und der Zauber Ihrer Schönheit, Ihre holdselige Anmuth und alle die unnennbaren Reize, die nur Ihnen, anbethungswürdiges Mädchen, eigen sind, fachten eine Leidenschaft, mit der ich vermessen spielen zu können gewähnt hatte, zur unwiderstehlich mächtigen Flamme an. Die Liebe zu dem edelsten Mädchen mußte meine Seele von allen unwürdigen Trie-

ben läutern und ich es einsehen lernen, wie unedelmüthig es sey, Carolinen Freyheit und Vermögen zu rauben, da ich ihr kein Herz zur Vergeltung anzubiethen hatte. Entschlossen, das Band, das mich an sie fesselte, zu zerreißen, ehe es unauflöslich geknüpft war, suchte ich durch Kälte sie zu erkälten, aber in eitler Verblendung glaubte sie durch desto innigere Zärtlichkeit ein Herz gewinnen zu können, das ich nicht mehr mein nannte. Ich versuchte nun den General durch ein falsches Geständniß von dem Verlust meines Vermögens gegen unsere Verbindung einzunehmen; allein er erklärte mir, daß er nur das Glück seiner Tochter wünsche; ihr Herz habe mich gewählt und er sey reich genug, um auf das Vermögen des Mannes ihrer Wahl keine Rücksicht nehmen zu dürfen.«

»Jetzt kann mir, jetzt kann Carolinen nur von Ihnen Rettung kommen. Sie liebt mich mit so blinder Leidenschaft, daß es leicht ist, sie zu täuschen, und daß sie sich als meine Gemahlinn noch immer glücklich träumen wird, wenn gleich mein Herz nur für Sie, göttliche Dalinde, schlägt, ewig nur für Sie schlagen wird und keine Fessel der Convenienz mich je abhalten kann, nur für Sie zu leben und mein ganzes Streben darauf zu richten, Sie mit ihrem Lose zufrieden zu sehen. Dalinde! nur einen Schimmer der Hoffnung gönnen Sie mir, Ihnen nicht ganz gleichgültig zu seyn, und ich will die schweren Fesseln dieser Heucheley um Ihretwillen mit Anstand tragen, oder sie auch gewaltsam zerreißen, um von Ihnen allein die Entscheidung meines künftigen Schicksals zu erwarten. Zürnen Sie mir nicht, verstoßen Sie mich nicht, und denken Sie daran, ehe Sie entscheiden, daß

nicht allein das Glück und das Unglück meines Lebens unwiderruflich an Ihre Entscheidung geknüpft ist, sondern das Glück und Unglück der ganzen Familie, in der Sie leben; denn nur Hoffnung allein vermag mich zu bewegen, Carolinens Illusionen zu ehren.«

Dieser unheilvolle Brief brach Dalindens Herz in Scham und Unmuth, in Demüthigung und Betrübniß. Gerechtfertigt stand jetzt Caroline vor ihr. Sie, die sie mit Wohlthaten überhäuft hatte, die sie, als sie verlassen und verwaiset war, wie eine Schwester bey sich aufgenommen hatte, vergiftete zum Lohn, wie eine im Busen erwärmte Schlange, ihr ganzes Lebensglück; sie raubte ihr das Herz des Mannes, den Caroline so unaussprechlich liebte! — Unwissentlich freylich hatte Dalinde, wie die strengste Nachforschung im eigenen Busen sie dessen versicherte, dies Unglück veranlaßt; nie war in ihrer Seele nur eine Ahnung der frevelhaften Leidenschaft gewesen, die der Graf ihr in seinem Briefe bekannte, und doch haßte sie sich selbst, doch hätte sie sich selbst strafen mögen. Und was sollte sie jetzt thun, wozu sich entschließen? Gewiß verdiente der Mann, der einen solchen Brief schreiben konnte, nicht Carolinens Gatte zu werden, und sie war schon im Begriff, zu dieser zu eilen, um ihn ihr mitzutheilen und ihr die Beantwortung desselben zu überlassen; allein wenn sie dann wieder bedachte, wie innig diese den Treulosen liebte, was sein Verlust sie kosten würde und wie es ihr bey so viel Schönheit, Geist und Güte, doch noch gelingen könne, ja gelingen müsse, sein Herz zu rühren, sobald nur seiner Leidenschaft für eine Andere jede Hoffnung geraubt werde, so er-

schien es ihr vortheilhafter für Carolinens Glück, sie in ihrer Unwissenheit zu erhalten. Bleiben durfte sie aber nicht in ihrer Nähe; Caroline hatte so viel für sie gethan, kein Opfer für ihre Ruhe, ihren Frieden, konnte Dalinden zu groß erscheinen.

Sie schrieb an Graf Freese wenige, aber erschütternde Worte des Unmuthes und der Trauer über eine Verirrung, die auf Carolinens Zukunft einen dunkeln Schatten werfe, wie sie ihr eigenes Geschick finster umnachte, und dann, mit heißen Thränen und schwerem Herzen, an Carolinen, um dieser ein höchst schmerzliches Lebewohl zu sagen. Die Kälte, die sie in der letzten Zeit gegen Dalinde gezeigt hatte, diente ihr zum Vorwand ihrer Entfernung. Aus innigster Seelenfülle dankte sie ihr und ihrem Vater für alle ihr bewiesene Großmuth und Liebe, und versicherte ihr, daß keine Zeit und keine Entfernung je das Bild der unersetzlichen Freundinn ihrer schönsten Lebensjahre in ihrem Herzen verbleichen werde, und beschwor Carolinen, gegen sie gerecht zu bleiben, wie sie stets treu gegen sie gewesen sey und bis zum letzten Athemzuge seyn werde.

Dann packte sie schnell ihre Kleider zusammen, ließ einen Miethwagen kommen, warf sich hinein und befahl dem Kutscher, nach der Vorstadt zu fahren und dort vor dem ersten Hause, in dem Zimmer zur Miethe ausgebothen waren, zu halten. Sie fand gleich, was sie suchte, und das zu ihrem Glück, in dem Hause einer rechtlichen, kinderlosen Kaufmannswittwe, die einen kleinen Handel mit Band und Stickereyen trieb. Ihr erstes Geschäft war nun, an ihre Tante und an ihren Onkel zu schreiben; allein sie fühlte selbst, daß

die Dunkelheit, in die sie die Ursache ihrer Trennung von Carolinen hüllen mußte, ihren Briefen an Beyde etwas Gezwungenes gab, das wahrscheinlich einen, für sie ungünstigen Eindruck machen würde. Doch sie wollte ja von ihnen keine Unterstützung, sie bath nur, ihr in irgend einer achtungswerthen Familie Norddeutschlands eine Stelle als Erzieherinn oder Gesellschafterinn zu verschaffen, da sie nicht in Wien und seiner Umgegend bleiben konnte, ohne sich der Gefahr, von dem Grafen entdeckt zu werden, auszusetzen.

Carolinens ehemahls so sanftes und reines Herz war jetzt von dem Natterbiß der Eifersucht so vergiftet, daß sie sich über Dalind.ns Entfernung zu freuen und die Freundinn ihrer Jugend unbekümmert einem Schicksal zu überlassen vermochte, dessen gefahrvolle Unsicherheit ihr doch nicht verborgen verbleiben konnte. Sie übergab ihrem Vater Dalindens Brief, und behauptete gegen ihn, sich keine Veränderung ihres Betragens gegen sie bewußt zu seyn, obgleich diese Versicherung auf Dalindens heimliche Entfernung ein sehr zweydeutiges Licht werfen mußte. Wie peinvoll wurde aber ihre innere Herzensqual, als die Stunde, in der der Graf täglich zu ihr kam, verstrich, ohne daß er erschien! Der Argwohn eines Zusammenhanges seines Außenbleibens mit Dalindens Verschwinden lag ihr zu nahe, um ihn nicht zu fassen; allein die himmlische Gewalt der Unschuld und der Wahrheit fiel, wie ein Sonnenstrahl durch Nebelgewölk, in ihr Gemüth und sie mußte sich gestehen, daß die Unbefangenheit in Dalindens Betragen gegen den Grafen ihr nie Anlaß gegeben habe, sie eines Einverständnis-

ses mit dem Grafen schuldig zu halten; die Bilder ihrer gemeinschaftlich verlebten Kinderjahre zogen in anmuthigen Reihen bey ihr vorüber; wie sanft, wie fromm, wie wahr, war ihr Dalinde stets erschienen, und wie hatte sie sich von ihr so treu, so innig geliebt gefühlt! — Carolinens Augen wurden naß, ihr besseres Selbst erwachte, sie fühlte, wie hart, wie unedel sie Dalinde behandelt habe, und wie grausam es sey, sie jetzt so sorglos dem Zufall zu überlassen. Sie beschloß, den Miethkutscher hohlen zu lassen, der Dalinde gefahren hatte, um von ihm zu erfragen, wohin er sie geführt habe, und sie dann an dem gewählten Zufluchtsorte aufzusuchen. In diesem Augenblick trat aber ihre Kammerjungfer herein. Listig und verschlagen, wie es Mädchen dieses Standes oft sind, war sie neugierig, die Ursache von Dalindens plötzlicher Entfernung und von den Thränen ihres Fräuleins, die sie oft, wenn diese sich unbemerkt glaubte, hatte fließen sehen, zu erfahren, und warf nun die Aeußerung hin, wie sehr sie es bedaure, daß Fräulein Linsingen so schlechtes Wetter zu der Reise habe, die sie so schleunig und unerwartet mache; indessen, der Herr Graf begleite sie ja wohl, und der werde es gewiß an der nöthigen Sorge für ihre Gesundheit und ihre Bequemlichkeit nicht fehlen lassen. Diese Worte waren ein Dolchstoß für Carolinens Herz; sie sank halb ohnmächtig in's Sopha zurück, und verrieth der Zofe vollends das, von dieser schon halb errathene Geheimniß ihrer Eifersucht. Diese erzählte ihr dagegen, wie sie, als sie gestern durch das Frühstückzimmer gegangen sey, gesehen habe, daß der Graf Dalinden einen Brief gegeben habe, der höchst wahrscheinlich die Verab-

redung zu ihrer Flucht enthalten habe, denn eine Stunde vor ihrer Abreise habe sie durch Johann dem Grafen auch noch ein Billet wieder gesandt. Caroline durchweinte eine schlaflose Nacht, und als sie am Morgen einen Brief von dem Grafen erhielt, in dem er ihr in sehr kühl höflichen Ausdrücken meldete, daß ein unerwarteter Vorfall ihn nöthige, auf einige Tage zu verreisen, schien ihr ihr Unglück entschieden, und sie trauerte eben so tief als hoffnungslos über den Verlust eines Mannes, den sie mit eben so blinder als gränzenloser Leidenschaft liebte.

Dalindens Brief hatte den Grafen für den Augenblick wirklich erschüttert; er fürchtete, sie sey ihm verloren, und unfähig, in diesen Stunden des Kampfes und der aufbrausenden Leidenschaftlichkeit vor Carolinen zu erscheinen, wählte er den Ausweg, eine Reise vorzuschützen, um ihr auszuweichen. Er both alles auf, Dalindens Spur aufzufinden; es war in der ersten Aufwallung sein Vorsatz, ihr, wenn er sie finde, seine Hand zu geben; — allein als er einige Tage bey schlechtem, naßkaltem Wetter umhergeritten und gefahren war, ohne sie zu finden, ward er wieder kühler und besonnener, und fing an einzusehen, daß es für einen Mann, wie er, doch eigentlich nur eine recht romanhafte Thorheit seyn würde, die Erbinn einer Million aufzugeben, um einem ganz armen Gesellschaftsfräulein seine Hand zu reichen.

Er fand Caroline krank, als er nach seiner Zuhausekunft zu ihr ging, allein die Freude über seine Rückkehr wurde für sie zur herzstärkenden Arzeney, und es gelang ihm nur zu leicht, ihre Zweifel an

seiner Treue und seiner Liebe durch die erdichtete Erzählung von einem unglücklichen Freund, dessen Rettung aus einer dringenden Gefahr seine eilige Reise nothwendig gemacht hatte, zu besiegen. Mit anscheinender Verwunderung hörte er die Nachricht von Dalindens Verschwinden, die ihm der General in seiner gutmüthigen Arglosigkeit, gleich als die wichtigste Neuigkeit mittheilte; durch diese erheuchelte Gleichgültigkeit völlig beruhigt, willigte Caroline liebevoll in seine dringenden Bitten um die Beschleunigung ihrer Vermählung, und nach drey Wochen war sie seine Gemahlinn.

Dalindens Schicksal war desto trüber und freudenloser. Ihre Tante hatte an Carolinen geschrieben, um von ihr die Veranlassung zu Dalindens Entfernung aus ihrem Hause zu erfragen, und diese hatte, ohne sie gerade anzuklagen, doch um sich zu rechtfertigen, in einem Tone geantwortet, der auf Dalindens Betragen und Charakter ein zweydeutiges Licht bey der zu werfen vermochte, die nur nach einem Vorwand haschte, sich mit einigem Schein des Rechts von aller Pflicht gegen sie frey sprechen zu können. Dalinde empfing, als Folge von Carolinens Aeußerung über sie, einen Brief von ihrer Tante, in dem sie ihr, unter den härtesten Vorwürfen, allen Beystand versagte, und es ihr verboth, sich künftig an sie zu wenden. Der Brief an ihren Onkel hatte, wie ihr der Vetter meldete, diesen nicht mehr unter den Lebenden gefunden. Das hülflose, ganz verlassene Mädchen sah sich nun allen Schrecknissen der Armuth Preis gegeben, doch die Vorsehung hatte sie in das Haus einer sehr braven Frau geführt, deren Zuneigung sie bald durch ihre Eingezogenheit, ihre stille Trauer und ihre Freund-

lichkeit gewann. Dalinde erhielt durch ihre Vermittelung mehrere Bestellungen auf feine Handarbeiten und Stickereyen, und verlebte so in strenger Arbeitsamkeit und tiefer Eingezogenheit Tage, deren Schuldlosigkeit, bey der frommen Ergebung, mit der sie diesen Wechsel ihrer ehemahls an Freuden und Bequemlichkeit so reichen Lage ertrug, ihr Engel in das Buch schimmerloser, nur von Gott gekannter Tugenden eintrug. Ihre Seele kräftigte sich in dieser Schule der Entbehrung und der Prüfung, allein ihre Hauswirthinn, Frau Selby, bemerkte zu ihrem Leidwesen, daß sie ihre blühende Farbe verliere, und wie eine, dem Lichte entzogene Rose kränkelnd zu verbleichen beginne. Der stille Herzenskummer, der nahmenlose Schmerz, sich bey innerm Reichthum der Liebe, bey dem tiefgefühltesten Bedürfnisse, sich anzuschließen, ganz vereinzelt zu fühlen, der Mangel an Bewegung und frischer Luft, die sitzende Lebensweise bey der Entbehrung der Stärkung, die der trauliche Umgang mit gleichgesinnten, gleichgebildeten Menschen zu gewähren vermag; Mangel, Sorge, alles dieses vereinte sich, Dalindens Gesundheit so zerstörend anzugreifen, daß die Kraft ihrer Seele vergeblich dagegen ankämpfte, und nach einigen Monathen war sie so matt und angegriffen, daß sie fast täglich einige Stunden, unfähig zu jeder Beschäftigung, auf dem Bette ruhend, zubringen mußte. Leise, wie eine der Nahrung ermangelnde Flamme, begann ihr Daseyn zu verlöschen, und mit klagloser, wehmuthsvoller Ergebung fühlte sie, um deren Verlust Keiner trauern und die Keiner vermissen würde, sich dem Tode geweiht.

In dieser Zeit erhielt Frau Selby einen Besuch

von dem Baron Stein, dessen Amme sie gewesen war, und der, wenn er von seinen Gütern, wo er lebte, nach Wien kam, stets selbst zu ihr ging, sich nach ihrem Befinden zu erkundigen und sie durch seinen Anblick zu erfreuen. Diesmahl fand er die gute alte Frau so betrübt, daß er mit wahrer Theilnahme nach der Ursache forschte. Sie erzählte ihm nun von dem jungen, engelschönen Fräulein, das, von Gott und der ganzen Welt verlassen, seit beynahe einem Jahre in ihrem Hause lebe, und wie es Tag und Nacht arbeite, sich sein Bischen Brot zu erwerben, und nun so still und langsam dahin welke und gewiß sterben müsse, wenn es nicht bald andere Pflege, als sie ihr zu verschaffen vermöge, und einen Arzt erhalte. Der Baron sprach den Wunsch aus, Dalinde selbst zu sehen und was sie jedem andern jungen Manne versagt haben würde, konnte sie ihm, der als Kind ihr Herzblättchen gewesen und es stets geblieben war, nicht abschlagen. Sie ging zu Dalinden hinauf, ihr ihn als einen Herrn anzumelden, der bey ihr die Stickerey zu einem Hofkleide zu bestellen wünsche, und da diese sie befremdet über einen so ungewöhnlichen Antrag mißbilligend ansah, versicherte sie ihr hurtig, der Baron sey ein so guter, so lieber Herr, daß sie es gar nicht verweigern dürfe, ihn zu sehen, und ohne ihre Antwort abzuwarten, eilte sie hinunter, ihn zu hohlen. Sie öffnete ihm die Thür; hocherröthend und mit einem Anflug von Unwillen erhob sich Dalinde von ihrem Sitze und stand nun so stolz und edel ernst vor dem Eintretenden, daß er überrascht ehrfurchtsvoll sein Eintreten entschuldigte. Ohne auf diese Entschuldigung Rücksicht zu nehmen, fragte Dalinde nach dem Auftrage, den er ihr in Bezug

auf ihre Stickerey zu geben habe; er aber drückte ihr, statt ihre Frage zu beantworten, mit eben so viel Feinheit als Anstand sein Erstaunen aus, ein junges Fräulein, wie sie, in einer Lage, wie die ihrige, zu sehen, und bath sie, ihm das Glück zu gönnen, ihr seine ehrfurchtsvolle Theilnahme an ihrem Geschick beweisen zu dürfen. Würdevoll dankte sie ihm mit wenig Worten für eine Güte, von der ihre Lage ihr nicht Gebrauch zu machen vergönne, und führte das Gespräch augenblicklich auf die Stickerey zurück. Er erbath sich, das Muster zu derselben morgen selbst bringen zu dürfen, allein Dalinde untersagte dies, weil er, als Mann von Ehre, gewiß selbst fühlte, daß ihm diese Bitte und noch weniger ihr die Gewährung derselben gezieme. Ehrerbiethig sich vor ihr neigend, nahm er Abschied, mit der Versicherung, das Muster morgen durch Frau Selby senden zu wollen.

Sinnend blieb Dalinde zurück. Das edle, zartsinnige Benehmen des Barons hatte einen wohlthuenden Eindruck auf sie gemacht und es schmerzte sie, dem Anstande das Opfer bringen zu müssen, ihn nicht wieder zu sehen. Frau Selby unterhielt sie den ganzen Abend von der Jugendgeschichte des Barons, und wie gütig, wie milde er gegen seine Unterthanen sey, und wie großmüthig gegen Arme, und nie war ihr ein Abend schneller und angenehmer verstrichen.

Der Baron war in jeder Hinsicht einer der ausgezeichnetsten Männer. Hoch- und edelgesinnt, eben so liebenswürdig an Gestalt als an Sitte, hatte er auf Universitäten und Reisen seinen Geist gebildet, sein Herz unentweiht bewahrt und seinen Charakter gereift. Sein Wunsch, Dalinde zu sehen, *ent-*

sprang aus rein menschenfreundlichem Wohlwollen für eine verlassene Unglückliche; allein ihre Schönheit, die Würde ihres Benehmens, ihr feingebildeter Anstand und der unverkennbare Ausdruck wehmuthsvoller Trauer in ihren seelenvollen Blicken, machten den tiefsten Eindruck auf sein Herz. Er konnte nichts denken als sie, und durchwachte die Nacht, die diesem Tage folgte, unter Entwerfung von Planen, diesem so anziehenden, durch seine Vereinzelung mannigfacher Gefahren ausgesetzten Wesen, Schutz und Hülfe zu verschaffen. Er gedachte seiner Tante, der Baroninn Holstein, deren Menschenliebe und Güte er kannte, und eilte früh am Morgen zu ihr, ihr sein gestriges Zusammentreffen mit Dalinden zu erzählen und für sie den Schutz der würdigen Frau zu erbitten. Sie versprach ihm, sie noch im Verlauf des Tages besuchen zu wollen, und wenn sie finde, daß ihre Schönheit ihn zu keiner blinden Partheylichkeit verleitet habe, sich ihrer anzunehmen und für eine angemessene Verbesserung ihrer Lage zu sorgen. Die Baroninn hielt Wort, die huldvolle Güte, mit der sie sich Dalinden nahte, gewann ihr schnell Dalindens Vertrauen, und gewonnen durch die Liebenswürdigkeit ihres Wesens, gerührt durch die Sanftmüth und den Frieden, den ihr, in der ungetrübten Schuldlosigkeit ihres Bewußtseyns, der kindlich fromme Aufblick zu Gott erhielt, both sie Dalinden ihr Haus und ihren mütterlichen Schutz an. Die Empfindung, mit der Dalinde dies Anerbiethen annahm, läßt sich nicht beschreiben; doch gewiß spiegelt sich der Strahl der Freude so himmelrein nur auf dem dunklen Grunde eines kummervoll verschatteten Lebens ab.

Rührend war Dalindens Abschied von ihrer guten Wirthinn, und so herzlichen Antheil diese auch an dem frohen Schicksalswechsel ihres holden Pfleglings nahm, so aufrichtig betrübte sie doch die Trennung von Dalinden, und nur das Versprechen, das sie ihr gab, sie jedesmahl zu besuchen, wenn sie mit der Baroninn, die nahe bey Wien auf dem Lande lebte, nach der Stadt komme, vermochte sie zu trösten.

Wunderbar schnell erblühete Dalinde in ihrer neuen Lage wieder zu Heiterkeit und Gesundheit. Die Baroninn suchte und fand gleich in den ersten Tagen ihres Zusammenseyns Gelegenheit, mit ihr über ihre Erziehung, ihre Lectüre zu reden, und ihre Ansichten von Welt und Menschen, ihre Ideen von Glück und Tugend zu erforschen, und sie war mit Dalindens Grundsätzen, Ansichten und Empfindungen so zufrieden, daß sie dieselbe ganz wie eine Tochter behandelte. Dalindens Betragen gewann ihr alle Herzen. Eben so bescheiden als reizend, eben so edel als gefällig, wurde sie bald durch ihren Geist, ihre Talente und ihre Güte die Seele des geselligen Zirkels, in dem die Baroninn Holstein lebte, und ihr früheres schönes, von Mutterliebe beschirmtes Jugendleben erblühete ihr wieder, verklärt durch den von ihr empfundenen, doch nicht gekannten Zauber der ersten Jugendliebe. Baron Stein war beynahe ein täglicher Gast im Hause seiner Tante; er war der Schöpfer ihres Glückes, er war der edelste, der gebildetste, der liebenswürdigste Mann, den sie kannte; — wie hätte sie mißtrauisch gegen die, durch Dankbarkeit geheiligte Lebhaftigkeit ihrer Hochachtung für ihn seyn können! — Und dann seine zarte Achtsamkeit für sie, — diese

seelenvolle Bebung seiner Stimme, wenn er mit ihr sprach, seine Blicke, sein Kommen und sein Scheiden. — O, welches reine Herz hat ihn nicht selbst empfunden, diesen nahmenlosen, himmlisch süßen Zauber der ersten, behenden Liebesahnung und Liebesschwärmerey? und wo ist auf Erden die Aegide zu finden, die gegen seine süße, beseligende Bethörung zu schützen vermag?

Doch, ach! nur wiederfinden kann der Mensch das Paradies des ersten Menschendaseyns, nicht mehr es bewohnen, um in ihm zu weilen. Zu spät für ihren Frieden gestand sich Dalinde, daß sie den Baron liebe, da sie, mit den Wünschen seiner Familie bekannt geworden, die ihn mit einer der reichsten Erbinnen der Oesterreichischen Monarchie, mit der schönen allgefeyerten Erbgräfinn von P., vermählt zu sehen wünschte, sich keine Hoffnung erlauben durfte, je die Seine werden zu können. Oder sollte sie die Großmuth, mit der die Baroninn sie aufgenommen hatte, durch so schwarzen Undank vergelten, daß sie den Lieblingswunsch der theuren Frau vereitelte? Und der Baron selbst, würde je in seiner Seele der Entschluß aufblitzen, der armen, verwaiseten Dalinde Linsingen seine Hand zu reichen? — Wie unsicher war sie nicht, ob seine Theilnahme, seine Neigung Liebe sey — unter günstigern Verhältnissen — vielleicht — ja, ihr Herz sagte es ihr, er könnte sie lieben — aber nun war stumme, hoffnungslose Liebe ihr Los, und in all dem edlen Stolze reiner Jungfräulichkeit gelobte sie sich, Keinem die Schwäche ihres Herzens errathen zu lassen. Sie faßte den Entschluß, den Baron zu vermeiden, so viel ihre Verhältnisse ihr dies thun zu können vergönnten; allein wie hätte

ihm, dessen erste, wahre Liebe sie war, auch nur die schattenartigste Nüance von Kaltsinn in ihrem Betragen entgehen können? — Er trauerte, wenn sein Blick vergeblich den ihren suchte, wenn sie vermied, ihm zu begegnen, aber unwillkührlich both er in solchen Augenblicken alles auf, sie durch verdoppelte Achtsamkeit und schweigende, nur ihr allein wahrnehmbare Zärtlichkeit wieder zu der freundlichen Anmuth gegen ihn zurückzuführen, an deren Erscheinen die theuerste Hoffnung seiner Seele geknüpft war, und die Liebe selbst sicherte den Erfolg seiner Bemühungen. Die Baroninn Holstein war zu welterfahrne Menschen- und Herzenskennerinn, als daß ihr das Geheimniß der beyden jungen Leute ein Geheimniß hätte bleiben können; allein sie hielt des Barons Betragen nur für Folge eines natürlichen, doch flüchtigen Wohlgefallens, mit dem er Dalindens Jugend und Schönheit huldige, wie sich dies für jeden jungen Mann zu thun gezieme, und tadelte nur, daß er ganz außer Acht lasse, welche ernste Folgen ein solches Betragen für das Lebensglück eines jungen, unerfahrenen Mädchens haben könne. Die Baroninn war eine edle Frau; doch das Leben in der großen Welt raubt uns fast immer den Glauben an den heiligen Ernst der Liebe und das Vertrauen zu ihrer Treue. Sie würde es ihrem Neffen nicht vergeben haben, wenn er wissentlich ein Spiel mit Dalindens Herzen getrieben hätte; allein sie hielt ihn auch für zu klug, zu besonnen, als daß sie ihn der romanhaften Thorheit fähig gehalten hätte, die Hand der Erbgräfinn von P. auszuschlagen, um einer jugendlichen Neigung nachzuhängen, und so glaubte sie die ganze Sache dadurch beendigen zu können, daß sie ihn auf seine

zu große Beflissenheit, sein zu sichtliches Courmachen bey Dalinden aufmerksam machte. Wie sehr wurde sie aber überrascht, als er ihr fest und offen erklärte, er sey entschlossen, Dalinden seine Hand anzubiethen, sobald er sich nur von ihrer Liebe überzeugt halten dürfe. Sie allein entspreche von allen Weibern, die er kenne, den Forderungen, die seine Seele an eine künftige Gattinn mache; ihr Liebreiz und ihre Tugend gelte ihm mehr, als alle Schätze, und in Hinsicht auf die Gräfinn P. habe er nach den strengsten Forderungen der Ehre noch das Recht, sich als völlig frey und ungebunden ansehen zu können.

Die Baroninn sah ein, daß offner Widerspruch nur einen Schritt beschleunigen würde, der einen, von ihr seit Jahren mit Liebe entworfenen Plan unwiderbringlich zu zerstören drohte, und so zärtlich sie auch Dalinden liebte, konnte sie sich doch nicht mit dem Gedanken befreunden, das ganz arme Mädchen als die Braut ihres Neffen zu sehen. Ihr Vater hatte bey seinem Tode einen fürstlichen Reichthum hinterlassen; das Bild dieses Familienglanzes war ihr lieb, und es schmerzte sie, als ihr einziger Bruder, der Vater des Barons, durch unsinnige Verschwendung das Vermögen durchbrachte, und seinem Sohn nur ein Erbtheil hinterließ, das ihm kaum mehr Anspruch auf den Nahmen und die Lebensweise eines bemittelten Edelmannes gab. Die Verbindung des Barons mit der Erbgräfinn P. verhieß ihr die Rückkehr dieses nie von ihr verschmerzten Glanzes, und daher jetzt ihr Widerwille, ihn mit Dalinden verbunden zu sehen. Sie begnügte sich, indessen ihren Neffen um Bedenkzeit zur Prüfung seines Entschlusses zu bitten, und beschloß, von

Dalinden zu erlangen, was ihr die Festigkeit des Barons zu gewähren weigere.

Die Güte, mit der sie redete, und die überlegene Klugheit und Welterfahrung der Baroninn sicherte ihr über Dalindens Herz einen Sieg, dem diese das Glück ihres Lebens zum Opfer bringen mußte. Ohne eine buchstäbliche Unwahrheit zu sagen, stellte sie Dalinden doch das Verhältniß des Barons zur Erbgräfinn anders dar, als es im Lichte reiner Wahrheit erschienen seyn würde, und die Beschränkung seiner Vermögensumstände, als unvermeidliche gänzliche Verarmung, sobald er ein mittelloses Mädchen zur Gattinn wähle. Dalinde wußte sich nicht geliebt, wenn sie gleich ahnete, es zu seyn, und der Gedanke, daß sie durch eine Trennung von dem Baron, wohl nur ihr eigenes Glück opfere, gab ihr Kraft in diese zu willigen, die ihr die Baroninn als das sicherste Mittel zur Lösung ihres Verhältnisses vorschlug. Tief in's Gebirge hinein wohnte auf einem alten einsamen Schlosse eine Cousine der Baroninn; zu dieser rieth sie Dalinden zu gehen und dort von ihr angelegentlich empfohlen, der freundlichsten Aufnahme gewiß, bis zur Vermählung des Barons zu bleiben, um dann zu der Baroninn zurückzukehren, die ihr in ihrem Herzen, wie in ihrem Hause, den Platz einer Tochter aufzubewahren versprach. Dalinde willigte betäubt in alle Vorschläge der Baroninn; willenlos, durch den gewaltigen Schmerz der Vorempfindung ewiger Trennung von dem Geliebten, verstand sie sich sogar dazu, ein ihr von derselben vorgesagtes Billet niederzuschreiben, in dem sie Abschied von ihr nahm, da wichtige und geheime Gründe sie nöthigten, ihr Haus zu verlassen.

Noch am Abend dieses verhängnißvollen Tages fuhr sie, unter der Hülle des Geheimnisses, von einem alten vertrauten Diener der Baroninn begleitet, nach dem Ort ihres künftigen Aufenthalts ab. Eine düstere Einsamkeit erwartete sie dort, und die Gesellschaft der alten grämlichen Gebietherinn des Schlosses und ihrer Frauen eignete sich auch nicht, Dalindens Trauer zu mildern. So unglücklich hatte sie sich noch nie gefühlt — so verletzt, so schuld- und hoffnungslos, und selbst die Stütze ihres reinen Selbstbewußtseyns war gebrochen; ihre Vernunft billigte strenge und grausam ihre Trennung von dem Baron, aber sie konnte den Betrug nicht billigen, zu dem Dalinde sich, um ihn zu täuschen, geliehen hatte. Sie selbst trug nun die Schuld, wenn der edle Mann sie verkannte, und das Andenken an sie aus seinem Herzen riß, weil er sie seiner Achtung unwürdig glaubte. Sie fühlte, die Baroninn habe sie grausam behandelt, und ach, es ist ein so giftiger Pfeil, von Menschen, die man geliebt und verehrt hat, sich grausam behandelt zu fühlen!

Nicht weniger unglücklich fühlte sich aber der Baron, als er bey seinem nächsten Besuche Dalinde nicht mehr im Hause seiner Tante fand. Die von ihr zurückgelassenen Zeilen konnten ihn nicht täuschen und den Argwohn in ihm ersticken, daß die Schlauheit einer herzlosen Weltklugheit sie entfernt habe. Er erklärte seiner Tante, daß er ihr Haus nicht wieder betreten werde, ehe er Dalinde wieder gefunden habe, und daß sein Entschluß, diese zu seiner Gattinn zu wählen, unerschütterlich sey. Sie glaubte indessen die Macht der Zeit und der Trennung an seinem Herzen erproben zu müssen, ehe sie durch die Wiedervereinigung mit der Geliebten ihr eigenes Werk zerstöre, das sie im

Kampfe mit dem eigenen Herzen, dem der Baron und Dalinde wahrhaft theuer waren, erbaut hatte.

Während Dalinde in ihrer schmerzlichen Verlassenheit in Leid und Liebe lebte und kämpfte, war Caroline, umgeben von allem Glanze und Schimmer der Welt, um nichts glücklicher. Der Wonnerausch der ersten Flitterwochen war schnell verflogen; der Graf war zu flatterhaft, und, im Besitz eigenen Reichthums, zu nachlässig in der Sorge, sie zu täuschen, als daß ihr seine Herzlosigkeit ein Geheimniß hätte bleiben können. Er huldigte bald dieser, bald jener Schönheit, und Caroline, zu wenig an Selbstbeherrschung gewöhnt, um ihm ihre Verstimmung und ihren Unmuth verbergen zu können, empfand den Schmerz, ihn dadurch völlig von sich zu entfernen. Ihre Ehe stimmte sich völlig auf den Ton einer Ehe in der großen Welt, wo Mann und Frau sich häufiger außer ihrem Hause, als in demselben sehen. Doch noch immer liebte Caroline den treulosen Gatten mit heißer Leidenschaft und fühlte, sie könne nur verzeihen, nicht ihm zürnen. Der Schmerz führt gute Menschen zur Selbsterkenntniß, und so erwachte auch in Carolinen lebhaft das Bewußtseyn, Dalinde gekränkt und ungerecht behandelt zu haben. Wie oft sehnte sie sich nun nach dem treuen, von ihr verstoßenen Herzen, dessen zarte Theilnahme ihr jetzt Trost zu gewähren vermocht hätte! Sie both jetzt alles auf, Dalindens Aufenthalt zu erforschen. Es gelang ihr, zu erkunden, daß sie bey Frau Selby gewohnt habe; sie fuhr nun selbst zu dieser, und der Bericht der guten Alten, wie Dalinde bey ihr so traurig, einsam und sorgenvoll, und doch so freundlich, so fleißig gelebt habe, überzeugte sie vollends von dem Unrecht, das sie gegen sie verschuldet hatte, und in

aller Innigkeit der reuevollen Liebe schrieb sie an Dalinde, ihre Verzeihung zu erflehen. Sie adressirte den Brief nach dem Gute der Baroninn Holstein, bey der, wie sie glaubte, Dalinde noch lebte, und diese beförderte ihn richtig. Mit Thränen der Rührung und der Freude las Dalinde die oft ersehnten, nie gehofften Zeilen; nun war sie nicht mehr allein in der Welt, nicht mehr freudenlos und die Gegenwart für sie kein einzelner, von allem Zusammenhange mit der Vergangenheit losgerisssener Punct ihres Daseyns. Mit der Jugendfreundinn fand sich Hoffnung, Muth, Vertrauen wieder.

Caroline sollte in einigen Monathen zum ersten Mahle Mutter werden, und in ihrer Seele lebte die Hoffnung, daß ihr Kind im Vater ihr den Gemahl zurückgeben werde; doch ihrer Liebe war vom Schicksal eine herbere Prüfung zugedacht. Der Graf hatte sich mit einem Officier wegen einer Schauspielerinn erzürnt, ein Zweykampf war unvermeidlich, und in diesem fiel ihrem Gemahl das Todeslos. Schwer verwundet ward er nach seiner Wohnung zurückgebracht. Dieser Anblick verlöschte in Carolinens Herzen jedes Andenken seiner Verirrungen; ganz Liebe und Schmerz eilte sie an sein Lager und ward Tag und Nacht die treueste Pflegerinn des langsam dahin sterbenden Gatten. Die Annäherung des Todes weckte in des Grafen Seele eine zu späte Reue über eine, an Irrthümer und Laster vergeudete Jugend — er glaubte in dem Bekenntnisse derselben Erleichterung für die Angst seiner Seele zu finden und legte in Carolinens Herzen Geständnisse nieder, die sie nie empfangen zu müssen gewünscht hätte. Auch Dalindens Nahme wurde in diesen Unterhaltungen genannt; er bewahrte unter

seinen Papieren noch den Brief auf, den diese, ehe sie Carolinen verließ, an ihn geschrieben hatte und in dem sich die Reinheit ihrer schönen Seele, und ihre treue, unaussprechliche Liebe zu Carolinen, mit all' der Macht der vollsten Wahrheit aussprach. —

Er starb in Carolinens Armen, voll Schmerz, das Glück verkannt zu haben, das ihr Besitz ihm zu sichern vermochte, und das Erste, was Caroline aus der dumpfen Trostlosigkeit ihres Grames um ihn erweckte, war die Pflicht, Dalinde in den Augen ihres Vaters zu rechtfertigen, indem sie ihm vollen Aufschluß über ihr Betragen gab und ihm Dalindens Abschiedsbrief an den verstorbenen Grafen mittheilte. Der alte General kam ihrem Wunsche, einer Wiedervereinigung mit der geliebten Jugendfreundinn, durch das Anerbiethen entgegen, selbst nach dem Gute der alten Dame zu reisen, bey der Dalinde, wie Caroline aus ihrer Antwort wußte, jetzt lebte. Dalinde empfing den General, wie sie ihren Vater empfangen haben würde, und beyde eilten nach der Hauptstadt zu Carolinen so schnell als möglich zurück, da diese mehr denn je des Trostes bedurfte, den Liebe und Freundschaft einem kummervollen Herzen zu gewähren vermag.

Dalindens erstes Geschäft war, an die Baroninn Holstein zu schreiben, um sie von der Veränderung ihres Aufenthalts zu benachrichtigen und sie zugleich darüber durch die Versicherung zu beruhigen, daß die Einsamkeit, in der die Gräfinn Freese ihr Trauerjahr zu verleben entschlossen sey, sie eben so sicher vor dem Baron Stein verborgen halten werde, als die Einsamkeit des düstern, von ihr jetzt verlassenen Schlosses. Nach Absendung dieses Briefes widmete sie sich ungetheilt der Sor-

ge, Carolinens Gemüth zu erheitern und sie körperlich, wie geistig, zu pflegen. Beyde Freundinnen fanden sich ernster und geläuterter wieder, als sie sich verlassen hatten; das leichte Spiel des frühern, harmlosen Jugendlebens war dem Ernste des Lebens gewichen und dieser gab dem Bunde ihrer verschwisterten Seelen eine neue, höhere Weihe.

Nach drey Monathen wurde Caroline Mutter eines Knaben, dessen Geburt den alten General zum glücklichsten Großvater machte, und in der Mutter Herz Frieden und Heiterkeit goß. Sie stillte ihn selbst, und ein Jahr verfloß, in der beyde Freundinnen das Haus nur verließen, um frische Luft zu schöpfen, und ihr Umgang sich auf die nächsten Verwandten der Familie beschränkte. Diese Lebensweise entsprach ihren Neigungen und dem sanften Ernst, der der Grundton ihres Gemüths geworden war; allein der alte General liebte heitere Geselligkeit, und forderte von beyden Freundinnen die Rückkehr zu den Kreisen, deren Zierde sie ehemahls waren. Die Verlobung einer Cousine, bey der die ganze Familie erschien und Caroline es nicht vermeiden konnte, gleichfalls zu erscheinen, besiegte als Nothwendigkeit das Widerstreben, das beyde empfanden, ihre stille Lebensweise ändern zu sollen.

Dalinde war wunderbar bewegt, als sie sich zum ersten Mahl, nach beynahe drey Jahren, wieder reich geschmückt sah; denn der General hatte durchaus darauf bestanden, daß sie und Caroline es seyn sollten, und mit schwerem Herzen stieg sie in den Wagen. Sie glaubte Baron Stein längst vermählt und mit stiller Wehmuth hörte sie die Lobpreisungen ihrer Schönheit, die bey ihrem Eintritt in den Saal die Män-

ner sich zuflüsterten. Entschlossen, nicht zu tanzen, nahm sie an Carolinens Seite, auf den für die zuschauenden Damen erhöheten Sitzen, Platz, und sah mit einer Mischung von wehmuthsvoller Erinnerung, und unwillkührlich wieder in ihr erwachender heiterer Jugendlust, im Saal umher, als sie plötzlich den Baron Stein erblickte, der eine schöne, sehr reich gekleidete Dame in die Reihen der Tanzenden führte. Er war es, Er! Noch eben so schön, eben so edel von Gestalt und Anstand als sonst, nur mit ernsterm Ausdruck in dem schönen Auge und den sanften, geistvollen Zügen. Dalinde vermochte die Erschütterung ihres Wesens kaum zu verbergen. Laut, durch den Saal hin, hätte sie ihn rufen mögen, mit dem Tone der innigsten Liebe, der für seinen Nahmen in ihrer Brust schlummerte — allein ohne sie zu bemerken, ging er nah an ihr vorüber, nur mit seiner Tänzerinn, wie es schien, beschäftigt. Sie vermochte es nicht, den Blick von ihm zu wenden; nie hatte sie es so mächtig empfunden, wie sie ihn liebe, wie ein Blick, ein Wort von ihm, Gewalt über ihr Leben und ihr Schicksal habe, als in dieser reich bewegten Stunde, in der sich alle Kraft ihrer Seele hundertfach zu verdoppeln schien, um den Zauber der Nähe des Geliebten zu empfinden. Als der Tanz geendet war, trat er zu einigen jungen Männern, die in einer leisen, aber höchst lebendigen Unterhaltung begriffen waren. Es war unter ihnen die Rede von Caroline und Dalinde, die beyde zu neuen Erscheinungen geworden waren, und dadurch aller Blicke auf sich zogen, vorzüglich Dalinde, die in dem weißen, mit silbernen Rosenguirlanden besetzten Florkleide und dem einfach prachtvollen Perlenschmuck, den ihr der alte

General verehrt hatte, idealisch schön erschien. Stein blickte auf, diese gefeyerte Schönheit im Damenkreise aufzusuchen — er erkannte Dalinde, sie, die er noch immer einzig liebte und schmerzlich betrauerte. —

Vermag das Wort die Feyer dieses Wiederfindens, dieses Augengrußes von Herz zu Herz, von Seele zu Seele darzustellen?

Dalindens Herz und Charakter hatten sich in Schmerz und Dulden bewährt; jetzt ward ihr vom Schicksal die viel gefährlichere Prüfung durch Glanz und Glück beschieden. Der einzige Bruder ihrer Mutter war, wie wir im Anfange unserer Erzählung erwähnten, als Jüngling nach Indien gegangen, und sein Andenken schon lange verschollen. Jetzt aber erschien in den Englischen Zeitungen eine Aufforderung an seine Erben, sich zu melden; Dalindens Vetter, Herr von Grall, meldete dies Carolinen, da er Dalindens Aufenthalt nicht wußte, und mit der freudigsten Theilnahme theilte diese der geliebten Freundinn eine Nachricht mit, die ihr den Besitz eines nach Europäischem Maßstab ungeheuren Vermögens sicherte, welches sie und Grall als einzige Erben des Verstorbenen unter sich theilen mußten.

Dalinde war nicht unempfindlich gegen einen Reichthum, der ihr die Freude gewährte, die Welt und die Familie ihres Geliebten von der Uneigennützigkeit ihrer Wahl zu überzeugen. Der alte General ließ sich die Freude nicht nehmen, Dalindens Verbindung auf das Glänzendste zu feyern, und Liebe, Freundschaft, Geist und Güte umwanden das edle Paar mit den Blüthenkränzen eines eben so reinen als dauerhaften Glückes.

Ende des dritten Theils.

4. Tl.
s. in: Cab. Bibl. 42

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Tarnow, Fanny,

Lilien

Bd.: 3

Wien (1828)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Enc 124 -41
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11245400-9